

10  
Von der „frommen Helene“  
zum „magazIn“

12  
Die Akzeptanz von  
Gleichstellungspolitik  
in der Hochschule

50  
International Training  
Program der Ochanomizu  
Universität in Tokio

SS13

HALBJÄHRLICHES MAGAZIN DER GLEICHSTELLUNGS-  
BEAUFTRAGTEN DER BERGISCHEN UNIVERSITÄT WUPPERTAL 

# magazIn



**IMPRESSUM  
SOMMERSEMESTER 2013**

**REDAKTION**  
Dr. Christel Hornstein  
Gabriele Hillebrand-Knopff  
**VERANTWORTLICH I.S.D.P.**  
Gabriele Hillebrand-Knopff

**ANSCHRIFT**  
Bergische Universität Wuppertal  
Die Gleichstellungsbeauftragte  
Gaußstraße 20  
42097 Wuppertal

**KONTAKT**  
tel 0202 439 23 08  
fax 0202 439 33 17  
www.gleichstellung.uni-wuppertal.de  
gleichstellung@uni-wuppertal.de

**GESTALTUNG**  
Sophie Charlott Jäkel  
**DRUCK**  
Druckerei Hans Hitzegrad  
GmbH & Co. KG  
**AUFLAGE** 2.000

# magazIn

## 03 EDITORIAL

## 04 PORTRAIT

04 JUN.-PROF. DR. SABINE MANGOLD-WILL

06 DR.-ING. SANDRA LIPPERT-VIEIRA

08 SOPHIE CHARLOTT JÄKEL

10 VON DER „frommen Helene“ ZUM „magazIn“

11 DAS UNI-ARBORETUM DER BUW AUF DEM CAMPUS GRIFFLENBERG IST UM EINEN BAUM REICHER

12 DIE AKZEPTANZ VON GLEICHSTELLUNGSPOLITIK IN DER HOCHSCHULE

## 18 GENDERLEHRAUFTRÄGE

18 EINFÜHRUNG IN FEMINISTISCHE THEORIEN

20 GESCHLECHTSIDENTITÄT IM KREUZPUNKT DER SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG

22 PHILOSOPHISCHE GESCHLECHTERTHEORIEN VON PLATO BIS JUDITH BUTLER

26 JÜDISCHES RELIGIÖSES LEBEN IN DER GEGENWART –

BEWEGUNGEN, IDENTITÄTEN UND LEBENSWEISEN

28 RAUMSPIELRAUM

32 DAS VERBORGENE UND DAS GEZEIGTE

*Die Landschaftsarchitektin Prof. Yael Moria aus Israel beim Symposium „GebäudeLehreN“ im November 2012 an der BUW*

34 FOTOGRAFISCHE SELBSTBILDNISSE VON DESIGNERINNEN, FOTOGRAFINNEN UND KÜNSTLERINNEN  
DER 1920ER UND FRÜHEN 1930ER JAHRE

*Zum Symposium des Lehrstuhls für Kunst- und Designgeschichte am 16. und 17. November 2012*

40 INTERNATIONALE FACHKONFERENZ: LEGITIMATIONSMECHANISMEN DES BIOGRAPHISCHEN.

*Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen*

42 STUDIUM IN WUPPERTAL – MEIN WEG ZUR INGENIEURIN

46 23. NOVEMBERTAGUNG ZUR GESCHICHTE DER MATHEMATIK

## 50 INTERNATIONAL TRAINING PROGRAM

53 WUPPERTALER DELEGATION ZU GAST BEI JAPANISCHER FRAUENUNIVERSITÄT

54 EIN VORTRAG IN TOKIO

56 TOKYO? TOKYO!

58 VÄTERZEIT

59 KINDERFREIZEITEN 2013

# 03

*DR. CHRISTEL HORNSTEIN, GABRIELE HILLEBRAND-KNOPFF, TINA SCHULZ*

## EDITORIAL

### LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Frauen auf dem Weg nach oben – ein Schritt dahinter und doch auf der Überholspur – alles eine Frage der Zeit? Mit einem breiten Spektrum an Artikeln umkreisen wir das Thema aus unterschiedlichen Disziplinen, mit unterschiedlichen Theorien und aus verschiedenen Blickwinkeln.

Ein Schwerpunktartikel behandelt die neuesten internen Forschungsergebnisse zur Genderkompetenz in Berufungsverfahren und gibt einen spannenden Einblick in das gleichstellungspolitische Feld der Exzellenzgewinnung.

Besonders freuen wir uns, Ihnen nun online einen kompletten geschichtlichen Überblick unserer Publikation ankündigen zu können. Sie finden alle Ausgaben, von der frommen Helene bis zum aktuellen magazin auf unserer Homepage.

**Wir laden Sie ein, sich auf eine Zeitreise zu begeben und wünschen Ihnen anregende Stunden beim Lesen!**

## NEUGIERIG AUF DAS UNERWARTETE

Es gibt Tage im Semester, an denen gehe ich kopfschüttelnd aus dem Seminar oder der Vorlesung – nicht wegen meiner Studierenden, sondern wegen mir: Dann wundere ich mich darüber, dass ausgerechnet ich dort vorn stehen darf. Denn, dass ich je in der Wissenschaft landen würde, war eigentlich nicht vorgesehen: Ich komme aus einer bildungsfernen Familie und dazu noch aus der katholischen Provinz.

Mut, mich überhaupt ins Gymnasium zu schicken, hatten meine Eltern nur, weil meine Grundschullehrerin es ihnen empfahl. Solche Mutmachende gab es immer wieder und ohne ihre Förderung wäre ich heute nicht, wo ich bin.

Trotzdem: ohne innere Berufung geht es nicht! Niemand muss studieren und schon gar nicht Geschichte. Für mich stellte die Universität die große Freiheit dar. Endlich konnte ich mich mit dem beschäftigen, was mich wirklich interessierte: dem Nationalsozialismus, dem Nahostkonflikt und dem Islam. 1995 habe ich deswegen auch ein Semester in Damaskus verbracht.



Jun.-Prof. Dr. Sabine Mangold-Will

Eine Vorstellung davon, was Forschung und Hochschullehre wirklich ausmacht, bekam ich allerdings erst, als mir meine spätere Doktor-mutter Elisabeth Fehrenbach – eine der ersten Frauen auf einem ordentlichen Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte in der Bundesrepublik Deutschland – begegnete. Sie glühte für ihr Fach, und diese Begeisterung wirkte ansteckend. Von ihr habe ich auch gelernt, dass Professorinnen und Professoren nicht nur Forschende, sondern auch Lehrende sind: Sie dürfen, ja müssen von ihren Studierenden hohe fachliche Leistungen erwarten, aber sie haben auch die Aufgabe, Mentorinnen und Mentoren zu sein: sich Zeit nehmen, um Hausarbeiten zu besprechen, zu Widerspruch und Engagement herausfordern, Schwächen und Stärken aufzeigen: Mut machen eben.

Und manchmal setzt auch gerade skeptischer Rat so viel Energie frei, dass Unerwartetes daraus wird: Den Weg nach Wuppertal in die wissenschaftliche Laufbahn bin ich jedenfalls trotz der Warnungen meiner Doktor-mutter vor einem Leben in und mit der Wissenschaft gegangen. Es gibt eben immer auch Situationen, in denen man sich gegen Widerstände durchsetzen oder gegen gut gemeinte Ratschläge ankämpfen muss.

Letztlich sind es diese Neugierde auf das Unerwartete, der Blick für die Handlungsspielräume und die Vielfalt der Möglichkeiten, die einem Menschen selbst in scheinbar ausweglosen Situationen gegeben sind, die mich an meinem Fach faszinieren.

In einer Zeit, in der Politiker uns immer wieder von der „Alternativlosigkeit“ ihrer Entscheidungen überzeugen wollen, empfinde ich das Studium der Geschichte daher immer wieder aufs Neue als den überzeugendsten Mahner zur kritischen Sicht auf die Gegenwart. Diese Faszination für das Unerwartete im Leben des handelnden und leidenden Menschen der Vergangenheit, den Gustav Droysen den Historikern zum Gegenstand empfahl, hat mich auch auf die Spur meines neuesten Forschungsthemas gebracht: den Frauen in der Diplomatie.

Ausgangspunkt war dabei ein Junggeselle: der türkische Botschafter in Deutschland während der Weimarer Republik Kemaleddin Sami Pascha. Über diesen Mann notierten seine Kollegen im Deutschen Auswärtigen Amt: „Kemaleddin ist nicht verheiratet, aber es wäre durchaus falsch, hieraus etwa auf einen misogynen Charakter schließen zu wollen.“ Was, habe ich mich gefragt, hat diese Bemerkung zum Privatleben in der Einschätzung eines Diplomaten zu suchen? Wieso ist das Verheiratetsein nicht nur eine Garantie dafür, dass einer kein Frauenfeind ist, sondern auch ein unausgesprochener

Beleg dafür, dass einer einen guten, brauchbaren Diplomaten darstellte? Galt diese Einschätzung nur in Deutschland oder für die gesamte europäische Diplomatie? Und welche Transformation erfuhr dieser Zusammenhang im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts, als die ersten Diplomatinen auftauchten? Vor allem aber: Half das Frauen auf ihrem Weg in die Diplomatie oder stellte es gerade eine Barriere für ihren selbständigen Eintritt in die Diplomatenlaufbahn dar?

Da ich mit meinen Forschungen, die sich als Beitrag zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der Diplomatie verstehen, gerade erst am Anfang bin, habe ich im Moment noch mehr Fragen als Antworten. Meine Arbeitsthese geht dabei davon aus, dass Frauen – abgesehen von den allgemeinen Argumenten, mit denen sie aus dem Berufsleben, insbesondere dem Beamtentum ferngehalten wurden – in der Diplomatie deswegen nur zögerlich an der Wende zum 20. Jahrhundert Fuß fassen konnten, weil ihnen bis dahin nicht nur biologistisch die Fähigkeit abgesprochen wurde, „diplomatisch“ sein zu können, sondern weil ihnen innerhalb des diplomatischen Berufsfeldes eine eigenständige Rolle als „Diplomatenfrau“ zugesprochen wurde, ohne die ein männlicher Diplomat seine professionelle Aufgabe nur unzureichend erfüllen konnte. Aus den bisher ausgewerteten Selbstdarstellungen von Diplomaten, Diplomatingattinnen und Diplomatinen – autobiographischen Skizzen, Briefen, Memoiren und Handbüchern der Diplomatie – ergibt sich bisher folgendes Bild: Ein guter Diplomat stellte im Idealfall eine Erscheinung komplementärer Vereinigung von „männlichen“ und „weiblichen“ Elementen dar: entweder als Arbeitshepaar oder aber als Persönlichkeit, die beide Kriterien in sich vereinte.

Ein alleinstehender Mann, der dazu auch noch – wie Kemaleddin Sami Pascha – zum Jähzorn neigte, war hingegen in der Diplomatie stets eine prekäre, zuweilen sogar eine lächerliche Existenz. Doch der Diplomat ohne Frau wusste Abhilfe: Kurze Zeit nach seiner Ankunft in Deutschland heiratete Kemaleddin eine wunderschöne osmanische Prinzessin, die ihm in der Berliner Gesellschaft der zwanziger Jahre mit Bubikopf und extravaganten Kleidern einen spektakulären Auftritt verschaffte – und seinem Land – der 1923 gegründeten Türkischen Republik – in Deutschland die gesellschaftliche Wahrnehmung als europäisches Land einbrachte. Ich bin gespannt, was meine weiteren Forschungen noch ergeben, wenn schon die informelle Macht einer Frau in der Diplomatie so weit reichen konnte ... 🌿

PORTRAIT: DR.-ING. SANDRA LIPPERT-VIEIRA, wissenschaftliche Mitarbeiterin, FB D – ARCHITEKTUR

## VON TEUFELSKRALLEN UND SCHEINRIESEN!

Ich bin von Natur aus eine entwerfende Architektin. Doch auch das Denken über Architektur liegt mir nicht fern, denn auch ich habe es über, Architektur lediglich als schöne zweckvolle Baukunst zu betrachten. Das Schöne, das Zweckvolle und Baukünstlerische sind die größten Feinde einer lebendigen Architektur. Architektur verstehe ich als vielfältigen Akt der Lebens-MIT-Gestaltung. Ausgangspunkt des architektonischen Aktes sind keine vorgegebenen Raumprogramme, sondern Alltagsvorkommnisse aus Tageszeitung und Kneipengerede. Hier finden und erfinden sich neue Bedürfnisse in der gebauten Welt, i.e. in der Architektur. Mir widerstrebt jeder Diskurs, der ideologisch geprägt ist. Gegen ideologisches Denken brauchen wir eine Welt, in der alle Diskurse zum Tragen kommen können, und zwar auf der Basis von gegenseitiger Neugier und gegenseitigem Respekt. Übertragen auf die Architektur bedeutet dies, keine einheitlichen, geschlossen Formsprachen anzuwenden, die ihre Nutzenden/Genießenden/Betrachtenden in einen Diskurs verwickeln und damit subversiv kritisches Denken und Handeln unterbinden. Architektur sollte dissoziativ sein: jeder gestalterische Akt sollte in sich fehlerhaft, brüchig und sich bewusst sein, dass er nur ein Fragment im weiten „Mehr“ der Gestaltungsmöglichkeiten ist. Das verschafft ein fehlendes Moment im aktuellen architektonischen Diskurs: das Moment des Humors.

# 06

Architektur ist ein offenes Angebot, kein Gebot. Je mehr und je unterschiedlicher diese „unvollkommenen“ Angebote sind, umso vielfältiger ist unsere gebaute Umwelt. Den Entwurfsakt betrachte ich als angewandte Architekturtheorie und die resultierende Architektur betrachte ich als „gaia sciencia“.

Architektur lerne ich seit 23 Jahren, Architektur lehre und baue ich seit 18 Jahren. Ich lerne und lehre mehr, als das ich baue – gebaut habe ich fünf Häuser, drei Hände voll von Umbauten durchgeführt, und wie es bei den Architekten/innen üblich ist, sind auch meine Mappen von Entwürfen und Wettbewerben überfüllt ... Das Leben ist ungemein lebhaft.

Seit 2003 lebe ich in Deutschland, weit weg von jener Stadt, die den Namen „Lisboa“ trägt. Hier bin ich geboren und habe studiert. Nach Deutschland kam ich, um zu promovieren. Meine Dissertation verteidigte ich 2009, und veröffentlichte sie später unter dem Titel: „Dissoziative Architektur – von Teufelskrallen und Scheinriesen. Weitere Wege zum Verständnis expressionistischer Architektur“.

Scheinriesen dräuen böse über dächerzerzackten Stadthorizonten und in dunklen krummen Gassen strecken die abscheulichen Parias der Gesellschaft ihre teuflischen Krallen nach uns aus. Brodelnder Saft läuft – um ein klassisches Bild zu verwenden – aus allen Poren von Hindemiths Opern, Schmidt-Rottluffs Holzschnitten und Trakls Gedichten. Und doch sind all das nur Klischees, die dem interessierten Laien ebenso wie dem routinierten Fachmenschen ad hoc einfallen, wenn der Begriff des Expressionismus auftaucht. Doch Expressionismus ist auch etwas ganz anderes. Im offenen Denk- und Schaffenssystem des Expressionismus



Dr.-Ing. Sandra Lippert-Vieira

stehen ständig widerstreitende oder gegensätzliche Elemente im Wechselspiel, wobei mit jener Kontradiskursivität ein ungemein starkes Moment auftritt, das im aktuellen Diskurs um die heutige Kultur des Bauens nicht unbeachtet bleiben sollte. Sie macht uns selbstreflexiv auch innerhalb der Architektur und sichert uns dadurch eine Vitalität, Jugendlichkeit und Ironie, auch durch die Wiederbelebung eines ebenso fröhlichen wie grotesken Anarchismus, gegen die ohnehin nicht mehr einlösbare Einheit zwischen den tausend sich widersprechenden Fragmenten, in die uns unser überglobaler Alltag hineinschleudert. Meine Dissertation will auf jenes Moment hinweisen und neue Wege zur Betrachtung expressionistischer Architektur eröffnen. Vor allem will sie auf die Relevanz von Momenten der Dissoziation in der Architektur aufmerksam machen. Dissoziationen füllen auch unsere gebaute Welt mit Momenten der Tragik und der geistigen Anregung, vor allem aber mit Momenten des Humors. Es braucht nicht weiter erwähnt zu werden, wie Humor heute mehr als je zuvor notwendig ist, um zu lernen, zu lehren; letztendlich um zu bauen.

Und wenn das Dissoziative die ästhetische und sozialpolitische Grundlage meiner architektonischen Persönlichkeit ist, so verfolge ich derzeit zwei Wünsche: die Implementation einer 1:1 Architekturlehre und die Erforschung von Dachlandschaften für studentisches Leben, Lernen und Arbeiten. Seit langem sind im angelsächsischen Bereich „building design studios“ ein wesentlicher Bestandteil der Architekturlehre. Hier verfolgen Studierende der Architektur öffentliche und private Bauaufgaben bis in die Bauphase hinein. Die Vorteile für die Lehre sind enorm: die Studierenden lernen durch ihre eigene Erfahrung die Eigengesetzlichkeiten des Architektenhandwerks. Sie lernen im Team zu arbeiten

und Bauprozesse gemeinschaftlich zu koordinieren. Die Aufgaben sind kleinere Bauten für sozial benachteiligte Stadtteile, i.e. für Gruppen, die sich weder einen Architekten leisten können, noch die finanzielle Möglichkeit haben, die Kosten für einen Neu- oder Erweiterungsbau zu tragen. Die Vorteile liegen dann nicht allein in der Lehre, sondern auch in der sowohl entwerferischen als auch sozialen Praxis. Zusammen mit Architekturstudierenden werden so degradierte Lebensräume erneuert, wie zum Beispiel innerstädtische Dachlandschaften. Im April wählte die Stadt Karlsruhe von den 389 eingereichten Ideen für den Stadtgeburtstag 2015 dreißig Finalisten aus, darunter mein Projekt „Studenten blühen in Karlsruhe auf“. Kernidee des Projektes ist es, innovatives Wohnen und Leben für Studierende auf Karlsruher Flachdächern zu erforschen und damit der Stadt ein zukunftsfähiges Bild zu schenken, das über 2015 hinaus europaweit für Ansehen wirbt. Während Großstädte früher ebenerdig in die Breite wuchsen, dehnen sie sich heute in die Vertikale. Neben den verschwindenden, ungenutzten Brachen sind es vor allem die Dächer, in und auf denen noch viel Potenzial zum Wachstum steckt. Wie Parasiten besetzen europaweit ungewöhnliche Dachaufbauten bestehende Dächer und schaffen Platz für neue Wohnkonzepte in luftiger Höhe – eine zweite Stadt über der ersten entsteht. Warum nicht auch in Karlsruhe? Das Projekt „Studentendachblumen“ erforscht für die Karlsruher innerstädtischen Dachlandschaften neue, flexible Wohnkonzepte, die neben einem hohen gestalterischen Anspruch eine Antwort auf die fehlenden Bauplätze für studentisches Wohnen im innerstädtischen Raum formulieren und Bürger und Studenten mitunter zu einer vielschichtigen Studentenstadt zusammenführen werden. Bis 2015 sollen die ersten Prototypen entwickelt werden, dann gehen sie auf Wanderschaft und erreichen vielleicht Wuppertal, denn auch Gebäude haben Augen und freuen sich auf schwebende Bahnen. 🌱

PORTRAIT: SOPHIE CHARLOTT JÄKEL, Studentin im Master of Education, FB A/FB F – GERMANISTIK und MEDIENDESIGN/DESIGNTECHNIK

»DAS GRÖSSTE VERGNÜGEN IM LEBEN BESTEHT DARIN, DINGE ZU TUN, DIE MAN NACH MEINUNG ANDERER LEUTE GAR NICHT FERTIGBRINGT.« MARCEL AYMÉ

08

Dass dieses Zitat einmal meinen bisherigen Lebensweg treffend beschreibt, hätte ich anfangs gar nicht erwartet.

Aufgewachsen in einer idyllischen sächsischen Kleinstadt in der Nähe der polnischen Grenze absolvierte ich im Jahr 2007 mein Abitur. Entgegen der allgemeinen Haltung meiner Klassenkameraden, die natürlich studieren wollten, keimte in mir schon während meiner letzten Schuljahre der Wunsch auf, eine Berufsausbildung zu absolvieren. In meiner Freizeit fotografierte, zeichnete und modellierte ich so allerlei Dinge. Die kontinuierlichen Beschwerden meiner Eltern über Kreideflecken und Farbkleckse auf dem Teppichboden meines Zimmers ebten langsam ab, als ich meine Kreativität von nun an in einer ortansässigen Werbeagentur auslebte. So wunderten sie sich auch nicht über meinen Entschluss, mich auf eine Berufsausbildung zur Mediengestalterin für Digital- und Printmedien zu bewerben.

Ein paar Monate später befreite ich mich aus dem wohlbehüteten Nest meiner Eltern und zog im Alter von siebzehn Jahren nach Zittau, um am Gerhart-Hauptmann-Theater meine Lehre zu beginnen. Und tatsächlich gelang es mir, mich selbst zu ernähren und meine ersten eigenen vier Wände sauber zu halten – und das trotz lautstark geäußerter Bedenken aus den besorgten Mündern meiner Großmütter. Auf eigenen Beinen stehend, machte ich meine ersten Erfahrungen im Berufsalltag und lernte die Grundlagen von Design und Layout bei der Gestaltung von Postkarten, Plakaten, Programmheften und Spielplänen. Dabei schenkte mir meine Ausbilderin viel Vertrauen und meine ersten Printprodukte kamen in den Druck. Gern erinnere ich mich noch an das Gefühl, als die schweren Pakete mit den Programmheften, die meinen Namen im Impressum



enthielten, eintrafen und der Stolz, der mich erfüllte, als ich eine Woche später eines der zugehörigen Plakate ebendieser Kampagne an einer Litfaßsäule entdeckte. In der Konzeptionsphase, die in Zusammenarbeit mit der Marketingleitung, der Dramaturgin, dem Kostümbildner, den Schauspielern und dem Fotografen entstand, musste ich eine hohe Verantwortung tragen. Aber auch der theoretische Teil meiner Ausbildung brachte mir neue Erkenntnisse. Letztendlich war es einer meiner Lehrer am Berufskolleg, der den Gedanken anschob, Mediendesign und Germanistik mit der Perspektive auf Lehramt zu studieren. Als sich dieser Wunsch in meinen Kopf festgesetzt hatte, konnte ich es gar nicht mehr erwarten, mein Studium zu beginnen. Ich stellte – trotz aller Bedenken und eindrücklicher Warnungen meiner Klassenlehrerin – einen Antrag auf Verkürzung der Lehrzeit um ein ganzes Ausbildungsjahr. Aufgrund sehr guter schulischer Leistungen wurde dieser auch bewilligt und ich schloss im Sommer 2009 erfolgreich meine Berufsausbildung ab.



*Sophie Charlott Jäkel*

Nach einigen Recherchen überzeugten mich die Studieninhalte dazu, mich auf den Weg in Richtung Wuppertal zu begeben. Infolgedessen war es dennoch kein leichter Schritt für mich, einfach mal so 670 Kilometer an das andere Ende von Deutschland zu ziehen. Doch letztendlich motivierten mich gerade die Stimmen, die behaupteten, ich würde so einen großen Schritt nicht wagen.

Zum Wintersemester 2009/2010 trat ich nach bestandener Aufnahmeprüfung mein Studium im Kombinatorischen Bachelor of Arts in den Fächern Mediendesign/Designtechnik und Germanistik an. Schnell gewöhnte ich mich ein und war begeistert von den Möglichkeiten, die sich mir boten. So konnte ich mir in Germanistik durch das umfangreiche Studienangebot eigene Schwerpunkte setzen und mich in den verschiedensten Seminaren und Projekten in Mediendesign kreativ ausleben und weiterentwickeln. Mit laut klopfendem Herzen stand ich dann 2011 vor einer Klasse BauzeichnerInnen und hielt meine erste Unterrichtsstunde in Deutsch und Kommunikation am Berufskolleg. Das Praktikum zeigte mir die Freuden aber auch die Herausforderungen des Berufsalltags einer Lehrerin und motivierte mich im weiteren Studienverlauf.

2011 begann ich meine Tätigkeit als Studentische Hilfskraft der Zentralen Studienberatung der BUW. Dort war ich an der Planung, Organisation und Durchführung der Schülerinfotage 2012 und 2013 beteiligt. Die Beschäftigung brachte wieder neue Arbeitsbereiche mit sich und ließ mich wertvolle Erfahrungen sammeln. Neben meinem Masterstudium freue ich mich nun darauf, mich künftig im Gleichstellungsbüro kreativen Aufgaben und neuen Herausforderungen zu stellen. 🌱

## VON DER „frommen Helene“ ZUM „magazIn“

Die Recherchen und Archivarbeiten sind beendet und alle bisher erschienenen Zeitungen der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten unserer Hochschule sind zusammengetragen.

Nachdem alle Ausgaben von den Anfängen bis heute vorlagen, hat Maïke Heimbach, die „Macherin“ des ersten magazIns (Wintersemester 1998/1999), die bisher noch nicht elektronisch vorliegenden Ausgaben bearbeitet und digitalisiert. Ab sofort können Sie auf eine Zeitreise gehen. Von der ersten Veröffentlichung der „frommen Helene“ im April 1990 bis zu aktueller Ausgabe des „magazIn“ im Sommersemester 2013 finden Sie nun alle Ausgaben online unter:

<http://www.gleichstellung.uni-wuppertal.de/publikationen/magazin/archiv.html>

Gehen Sie auf eine interessante Zeitreise zur Frauen- und Gleichstellungsarbeit an der Bergischen Universität Wuppertal!



HELENE Ausgabe Nr. 1 – April 1990



HELENE Ausgabe Nr. 5 – Juni 1992



magazIn Ausgabe WS 1998/99



magazIn Ausgabe WS 2007/08



magazIn Ausgabe SS 2009



*(v.l.n.r.) Gabriele Hillebrand-Knopff, Dr. Christel Hornstein, Prof. Dr. Gertrud Lohaus, Dr. Susanne Achterberg, apl.Prof. Dr. Friederike Kuster, Valerie Detlefsen, (nicht im Bild: Tina Schulz)*

## DAS UNI-ARBORETUM\* DER BUW AUF DEM CAMPUS GRIFFLENBERG IST UM EINEN BAUM REICHER!

# 11

Das Team des Gleichstellungsbüros sponserte eine japanische Kobushi-Magnolie (*Magnolia kobus*), die jetzt am Fußweg von der Mensa zur Stadt steht und im April ihre ersten Blüten trug.

\* Näheres dazu finden Sie auf den Seiten von Frau Professorin Dr. Gertrud Lohaus, FB C, Molekulare Pflanzenforschung/Pflanzenbiochemie: <http://www.botanik.uni-wuppertal.de/uni-arboretum.html>

DR. SUSANNE ACHTERBERG, GLEICHSTELLUNGSBÜRO

## DIE AKZEPTANZ VON GLEICHSTELLUNGSPOLITIK IN DER HOCHSCHULE

Der Gender-Report 2010 zeigt, dass Hochschule und Wissenschaft in der Bundesrepublik und auch in NRW von der Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern noch weit entfernt sind. Zwar hat sich der Anteil von Frauen auf allen Stufen der Qualifikation und allen Hierarchiestufen des Personals seit den letzten 30 Jahren stetig erhöht, in Spitzenpositionen als Rektorinnen, Präsidentinnen, Dekaninnen sind Frauen allerdings immer noch eine Seltenheit und nach wie vor gibt es an den Hochschulen deutlich weniger Professorinnen als Professoren.

Neuere organisationssoziologische Studien zeigen, dass die unterschiedliche Verteilung von Aufgaben, Positionen, Einkommen zwischen Frauen und Männern nicht zufällig, sondern systematisch sind. In der „gendered organisation“ (Acker 1990) ist Geschlechterungleichheit sowohl in den alltäglichen Arbeitspraxen und Routinen als auch in der Unternehmenskultur, ihren Bildern, Symbolen und Ideologien enthalten. Andere Forschungen definieren Organisation als situierte Praxis, die sich als Netz sozialer Beziehungen konstituieren (Halford/Savage/Witz 1997). Demnach nähern sich zwar einerseits die Karrierewege von Frauen und Männern an und geschlechtstypisierte Arbeitsmärkte öffneten sich, andererseits aber bestünde die Überrepräsentanz von Männern in Führungspositionen und die von Frauen in „Sackgassen-Bereiche“ weiter fort.

Die in NRW mittlerweile fest institutionalisierte Gleichstellungspolitik (das Landesgleichstellungsgesetz trat 1999 in Kraft) in Hochschule und Wissenschaft zielt darauf ab, diese Karrierebarrieren für Frauen durch gezielte Maßnahmen zu reduzieren bzw. aufzulösen. Dabei hängt der Erfolg der Maßnahmen zu einem erheblichen Teil auch davon ab, inwieweit die Unterrepräsentanz von Frauen als Problem erkannt wird und ob Gleichstellungspolitik in der Organisation Hochschule und Wissenschaft auf Akzeptanz trifft.

### DIE GLEICHSTELLUNGSSTRATEGIE DES GENDER-CONSULTINGS AN DER BERGISCHEN UNIVERSITÄT WUPPERTAL

An der Bergischen Universität Wuppertal ist die Gleichstellung von Frauen und Männern im Leitbild verankert. Diese Akzentuierung wird sowohl nach innen als auch nach außen kommuniziert. So findet sich in jeder Stellenausschreibung für eine Professur der Hinweis, dass Genderkompetenz ein Anforderungskriterium an die Bewerberinnen und Bewerber darstellt. Wörtlich heißt es:

„Die Bergische Universität betrachtet die Gleichstellung von Frauen und Männern als eine wichtige Aufgabe, an deren Umsetzung die zukünftige Stelleninhaberin bzw. der zukünftige Stelleninhaber mitwirkt.“

Das heißt, die Uni Wuppertal hat Geschlechterungleichheit als Problem erkannt und strebt Geschlechtergleichheit an. Aus diesem Grund sucht sie Professorinnen und Professoren, die Gleichstellungspolitik akzeptieren und bereit sind, diese einzusetzen, um Ungleichheit nachhaltig zu beseitigen. Zur Unterstützung der Suche verfolgt die Bergische Universität seit dem Jahre 2009 eine Gender-Consulting-Strategie in Berufungsverfahren. Eine Genderexpertin unterstützt die Berufungskommissionsmitglieder bei der Beachtung gleichstellungsrelevanter Aspekte im Auswahlverfahren, sie berät die Mitglieder bei der Entwicklung der fächerspezifischen Konkretisierung von Genderkompetenz und begleitet das gesamte Verfahren.

### DIE FRAGE NACH DER GENDERKOMPETENZ

Da sich die Genderkompetenz nicht immer an der wissenschaftlichen Biografie ablesen lässt, hat es sich bewährt, den Aspekt von Gleichstellung auch im persönlichen Vorstellungsgespräch zu beleuchten. Von Seiten der Berufungskommissionsmitglieder wurde konkret danach gefragt, welche Vorstellungen, Erfahrungen und Pläne die Bewerberinnen und Bewerber anvisierten, um Gleichstellung von Frauen und Männer an der Bergischen Universität weiter voranzubringen. In den Gesprächen wurde deutlich, dass im Bewerbungsgespräch nur selten eine Kompetenz im Sinne eines klar kategorisierbaren Fachwissens erkennbar wurde; vielmehr traten die unterschiedlichsten Meinungen und Ansichten zum Thema Geschlechterungleichheit und Gleichstellungspolitik zu Tage. Aus dieser Einsicht entstand die Idee, die Antworten der Kandidatinnen und Kandidaten im Vorstellungsgespräch zu protokollieren und darauf hin zu analysieren, welche Auffassungen von Geschlechtergleichheit bzw. -ungleichheit bei der neuen Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vorzufinden ist und inwieweit sie Gleichstellungspolitik aufgeschlossen gegenüberstehen.

### DIE ANALYSEMETHODE

Im Zeitraum von 2009 bis 2011 wurden in 50 Berufungskommissionen die Daten erhoben. Die dokumentierten Ausführungen der Bewerberinnen und Bewerber wurden mit der Methode des zirkulären Dekonstruierens analysiert. Diese Methode hat zum Ziel, den latenten Sinngehalt des erhobenen Materials zu rekonstruieren. In sechs Analyseschritten, geleitet von Theorie und Intuition, wird das empirische Material in der ersten Auswertungsphase zu zentralen Kategorien abstrahiert. In der zweiten Auswertungsphase wird es in drei weiteren Analyseschritten zum zentralen soziologischen Konstrukt verdichtet. Bislang wurde für 350 Antworten die erste Auswertungsphase abgeschlossen. Die Ergebnisse werden im Folgenden vorgestellt.

## GLEICHSTELLUNGSPOLITISCHE AUFFASSUNGEN DER NEUEN GENERATION IN DER WISSENSCHAFT – DIE EMPIRISCHEN ERGEBNISSE

Die hier vorgestellten Ergebnisse sind in ihrer Aussagekraft sehr stark an die Konstellationen gebunden, in der sie erhoben wurden. Die Befragten befanden sich in einer hochgradig exponierten und gefühlsmäßig nicht alltäglichen Situation, eben in einem Bewerbungsverfahren um eine Professur. Dies galt sicherlich auch für Bewerberinnen und Bewerber, die schon mehrere Bewerbungsverfahren durchlaufen hatten. Gleichwohl bieten die Ausführungen einen ersten Einblick in die Akzeptanz von Gleichstellungspolitik und das Problembewusstsein für Geschlechterungleichheit bei der nachwachsenden Generation von Professorinnen und Professoren. Im Folgenden werden die zwei häufigsten Lesarten von Gleichstellungspolitik an Hochschulen vorgestellt:

1. Das gleichstellungspolitische Engagement. Die Mehrheit der Bewerberinnen und Bewerber hat erklärt, dass sie bereit sind, sich des Problems der Geschlechterungleichheit anzunehmen. Einige von ihnen engagierten sich bereits an ihrem aktuellen Arbeitsplatz. Die gleichstellungspolitisch Engagierten haben insbesondere die Studierenden vor Augen. Im Rahmen einer guten Lehre gehört es für die meisten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler dazu, dass man geschlechtersensibel auf die Studierenden eingeht. Nach den Lehrerfahrungen der Bewerberinnen und Bewerber lernen Studentinnen zwar fleißiger und sind leistungsorientierter als Studenten, brauchen aber mehr Zuspruch und direkte Ansprache. Umgekehrt müssen Studenten dazu gebracht werden, ihre Kommentare mit themenrelevanten Inhalten zu füllen und sorgfältiger zu arbeiten. Einzelne Befragte sprechen ihre Überlegungen an, Seminare nach Geschlecht getrennt anzubieten.

# 14

Eine akzeptierte und praktizierte Form der Gleichstellungspolitik findet nicht nur in der Lehre, sondern an der Schnittstelle Schule-Hochschule statt. Die neue Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hat keine Berührungängste mit der Schule. Für sie ist es selbstverständlich, in die Schule zu gehen oder Schülerinnen und Schüler in die Hochschule einzuladen und in geschlechtersensibler Form für ihr Fach zu werben. Diese Praxis der Nachwuchswerbung ist vor allen Dingen in den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern aufzufinden.

Gleichstellungspolitisches Engagement endet nicht bei Schule und Studium, sondern geht auch nach Abschluss des Studiums weiter. Die neue Generation von Professorinnen und Professoren findet es selbstverständlich, Frauen und Männer zur Promotion zu motivieren und ist bereit, bei den eigenen Mitarbeitenden auf Geschlechterparität Wert zu legen. Sie zweifeln nicht an der wissenschaftlichen Kompetenz des weiblichen Geschlechts, sondern gehen selbstverständlich davon aus, dass sich qualifizierte Frauen auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt finden lassen.

Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie ist in der neuen Generation von Professorinnen und Professoren angekommen. Einige von ihnen (Frauen wie Männer) kennen das Problem aus eigenen Erfahrungen. Sie sind bereit, auf Sitzungstermine am Abend zu verzichten und können sich gut vorstellen, dass ihre wissenschaftlich Mitarbeitenden mit Familie einen großen Teil ihrer Arbeit von zu Hause aus erledigen. Während die Themen geschlechtersensible Nachwuchsförderung bis zur Aufnahme der Promotion und Vereinbarkeit von Karriere und Familie eine große Akzeptanz aufwiesen, wurden andere Themen und Instrumente von Gleichstellungspolitik nur vereinzelt angesprochen, dazu gehörten z. B.: Wissenschaftliches Netzwerken, Mentoring-Programme, Rückkehrerinnenprogramme. Die Frauenquote als Steuerungsinstrument gegen Geschlechterungleichheit wurde indessen gar nicht erwähnt.

2. Abstinenz von Gleichstellungspolitik. Eine verbreitete Einstellung unter der neuen Generation von Professorinnen und Professoren ist die, dass in der Wissenschaft vor allen Dingen die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zählt. Diese Auffassung war teilweise auch bei denjenigen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aufzufinden, die sich geschlechtersensibel im Hinblick auf ihre Studierenden engagierten. Dieses Engagement endete, wenn die wissenschaftliche Laufbahn in den Blick geriet. Ab der Promotion, so der Tenor, hatte die Gleichstellungspolitik dem Leistungsprinzip zu weichen. Diejenigen, die das Leistungsprinzip für den entscheidenden Mechanismus in der wissenschaftlichen Laufbahn hielten, thematisierten nicht den Aspekt von Nepotismus wie Zitierzirkel oder Netzwerken. Für die Vertreterinnen und Vertreter des Leistungsprinzips ist die wissenschaftliche Laufbahn scheinbar vollkommen frei von Macht, Strategie, persönlicher Abhängigkeit und Pflichten. Diese Ansicht basiert implizit darauf, dass Männer selbstverständlich aus dem Selektionsmechanismus als Gewinner hervorgehen und entsprechend ihrer erhöhten Leistungsfähigkeit die Mehrzahl der Professuren besetzen. Das Festhalten am Leistungsprinzip war bei den Bewerberinnen und Bewerbern trotz eigener gegenteiliger Erfahrung nicht zu erschüttern. Selbst wenn sie der Berufungskommission einerseits darlegten, dass in ihrem direkten Arbeitsumfeld die Frauen die leistungsfähigeren wären, bestanden sie andererseits darauf, dass in der Wissenschaft alleine die Leistung zählt.

# 16

Aufgrund der besonderen Situation, in der die Daten erhoben worden sind, war sowohl eine strikte Ablehnung ebenso wie eine enthusiastische Zustimmung nicht zu erwarten, sondern eher moderate Aussagen zum Thema Gleichstellungspolitik. Umso überraschender ist das Ergebnis, dass nicht wenige Befragten angaben, mit dem Problem Geschlechterungleichheit und der darauf abzielenden Gleichstellungspolitik weder im Studium noch in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn jemals in Berührung gekommen zu sein. Manche ließen diesen Punkt ohne weitere Kommentierung stehen, manche wiederum hielten ihre Unkenntnis für erklärungsbedürftig. Manche Männer gaben an, aus einem männerdominierten Fach zu kommen, wo sich die Frage nach Gleichberechtigung nicht stelle, weil Frauen eben nicht vorkämen. Einzelne Frauen erklärten ihre Distanz damit, dass sie in ihrer aktuellen beruflichen Position zu weit außerhalb der Hochschule stünden, um Diskriminierung innerhalb erkennen zu können. Von denjenigen Befragten, die ihre Unwissenheit für erklärungsbedürftig hielten, deutete allerdings auch niemand an, sich zukünftig verstärkt mit diesem Thema auseinandersetzen zu wollen.



## FAZIT

Es zeigt sich, dass Geschlechterungleichheit als Thema und Gleichstellungspolitik als Strategie gegen Ungleichheit in Wissenschaft und Hochschule angekommen sind. Unter den Bewerberinnen und Bewerbern um eine Professur an der Uni Wuppertal hat nur eine Minderheit ausgesagt, die Ungleichheit zwischen Frauen und Männern und Gleichstellungspolitik noch niemals bemerkt zu haben.

Allerdings ist auch deutlich geworden, dass es klare Grenzen in der Akzeptanz von Gleichstellungspolitik sowie in der Bereitschaft zu gleichstellungspolitischem Engagement gibt. Akzeptanz und Engagement findet im Rahmen der Nachwuchsförderung und zwar vom Übergang Schule zur Hochschule bis zur Promotion und an der Schnittstelle von Familien- und Gleichstellungspolitik statt. Gleichstellungspolitische Instrumente, die über Nachwuchsförderung und Familienförderung hinausgehen, wurden hingegen seitens der Befragten nur sehr begrenzt thematisiert.

Die Förderung von Frauen, die bereits eine Promotion in Angriff genommen oder abgeschlossen haben, ist der neuen Generation von Professorinnen und Professoren nicht präsent. Es ist anzunehmen, dass die Distanz gegenüber Gleichstellungspolitik in der Postdoc-Phase auch mit dem oben beleuchteten Leistungsmythos zusammenhängt. Dieser Leistungsmythos besagt, dass Hochschule und Wissenschaft mit gesellschaftlich existierenden Ungleichheiten nichts gemeinsam haben, weil hier ausschließlich objektiv messbare Leistung zählt. Ferner impliziert dieser Leistungsmythos, dass Leistungsfähigkeit mit dem männlichen Geschlecht korreliert. Die weitere Forschungsfrage, die sich nun stellt, lautet: Sind die hier vorgefundenen Ergebnisse auch in anderen Kontexten von Hochschule und Wissenschaft vorzufinden? Wenn ja, dann folgt daraus die Frage, mit welchen Mechanismen wird der vergeschlechtlichte Leistungsmythos in der Hochschule und Wissenschaft sichergestellt bzw. wie wird dieser – unbeschadet von den alltäglichen Erfahrungen, neueren Forschungsergebnissen und wissenschaftspolitischen Diskussionen – von einer Generation von Professorinnen und Professoren auf die nächste tradiert? Damit leistungsfähige Frauen in den Spitzenpositionen der Hochschule und Wissenschaft in absehbarer Zeit eine gleichberechtigte Chance erhalten, muss Gleichstellungspolitik dann auf den Leistungsmythos abzielen. Die daraus resultierende praktische Frage lautet deshalb: Mit welchen Methoden und Strategien kann der Leistungsmythos bezüglich des männlichen Geschlechts akzeptiert beseitigt werden? Bisherige Gleichstellungspolitik konnte jedenfalls am Mythos des männlichen Leistungsprinzips nicht rütteln. 🌿

## LITERATUR:

🌿 Acker, Joan (1990): *Hierarchies, Jobs, Bodies. A Theory Of Gendered Organizations*. In: *Gender & Society* 4.

🌿 Becker, Ruth U. A. (2010): *Gender-Report 2010. Geschlechter(Un)Gerechtigkeit An Nordrhein-Westfälischen Hochschulen. Fakten-Analysen-Profile. Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung Nr. 9*.

🌿 Halford, Susan, Mike Savage, Anne Witz (1997): *Gender, Careers And Organisations*. Basingstoke: Macmillan.

## EINFÜHRUNG IN FEMINISTISCHE THEORIEN

Das Seminar wurde in zwei Blöcken durchgeführt. Im ersten Block haben wir uns schwerpunktmäßig mit dem Thema „Arbeit“ aus feministischer Perspektive auseinandergesetzt.

Arbeit ist von Anfang an ein zentrales Thema der Neuen Frauenbewegung gewesen und ist es immer noch, auch wenn sich die Schwerpunkte im Laufe der Jahre verändert haben. Die unterschiedlichen Themen wurden im Seminar anhand von Originaltexten der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung seit den 1970er-Jahren erarbeitet. Die behandelten Texte reichten von der Aufarbeitung der Geschichte der Hausarbeit (Bock/Duden) und der Verbindung von globalem Kapitalismus und Patriarchat (von Werthof) bis hin zur Analyse der Charakteristika von Frauen- und Männerberufen. Auch hier wurden die verschiedenen Positionen zwischen Differenzansätzen, die von einem sozialisationsbedingten „weiblichen Arbeitsvermögen“ (Beck-Gernsheim/Ostner) ausgehen, und konstruktivistischen Positionen, die Arbeitsteilung als Teil eines Prozesses der Geschlechterkonstruktion begreifen (Wetterer), aufgearbeitet. Auch biografisch orientierte Ansätze vom „weiblichen Lebenszusammenhang“ (Prokop) bis hin zur „alltäglichen Lebensführung“ (Jurczyk/Rerrich) fanden Berücksichtigung.

Gleichzeitig ließ sich anhand der Texte auch die Entstehung einer eigenständigen feministischen Wissenschaft verfolgen. War es in den frühen Texten der 1970er-Jahre noch die Auseinandersetzung mit der marxistischen Theorie, die sprachlich und inhaltlich hervorschieden, lassen sich seit den 1980er-Jahren eigene theoretische Figuren ausmachen.

Im zweiten Block wurden theoretische Perspektiven erarbeitet, welche die Frage nach Geschlechtsidentitäten zum Ausgangspunkt hatten.

Das Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation (Hagemann-White) ist seit den 1980er-Jahren zentral für die Frage nach den Entstehungsbedingungen des weiblichen Sozialcharakters. Es richtete sich von Anbeginn gegen den männlichen bias der konservativen Sozialisationsforschung, die implizit die Entwicklung von männlichen Kindern zur Norm erhob. Die Frage nach der männlichen Sozialisation (Böhnisch) wurde erst zwanzig Jahre später aufgeworfen.

# 19

In den 1990er-Jahren spielten – als Erweiterung und Kritik der „geschlechtsspezifischen“ Sozialisation und der darin enthaltenen problematischen Annahmen eines feststehenden Sozialcharakters – Konzepte wie *doing gender* (West/Zimmerman) und die soziale Konstruktion (Gildemeister/Wetterer) und Dekonstruktion (Butler) von Geschlecht in der feministischen Theoriebildung und Geschlechterforschung eine bedeutende Rolle. Mit diesen Konzepten war es erstmals möglich, Fragen nach Homosexualität und Transsexualität bzw. homosexuelle Identität und transsexuelle Identität außerhalb von pathologisierenden Erklärungsansätzen theoretisch zu fassen.

Im deutschsprachigen Diskurs gab es in den 1980er-Jahren aber auch Kritik an den verschiedenen Konzeptualisierungen von geschlechtlicher Identität. Diese Positionen wurden im Seminar ebenfalls erarbeitet. Das Konzept der „Mittäterschaft“ (Thürmer-Rohr) verdeutlichte, dass Frauen sich nicht nur als Opfer des Patriarchats verstehen können, sondern selbst an der Aufrechterhaltung der patriarchalischen Strukturen beteiligt sind und diese mitgestalten.

Postkoloniale Positionen der Black Feminists wurden in den 1990er-Jahren verstärkt diskutiert (Gutierrez-Rodíguez) und inzwischen werden multiple Diskriminierungsmechanismen wie race, Klasse, Geschlecht, Alter mit dem Konzept „intersection“ (Crenshaw) gefasst.

Methodisch wurde das seminarübliche Format des Einzelreferats abgelöst durch eine intensive Erarbeitung der Texte in Gruppen und durch die anschließende gegenseitige Vorstellung der zentralen Inhalte. In der gemeinsamen Diskussion der Texte ging es immer auch um deren Aktualität. Dementsprechend wurden Bezüge hergestellt zwischen den frühen und aus heutiger Sicht recht radikalen, bisweilen aber auch stark vereinfachenden Analysen und aktuellen politischen Debatten. So zogen die Studierenden Verbindungslinien zwischen der frühen Kritik an der Unterbewertung von Frauenarbeit und heutigen politischen Forderungen nach Quotierung und der Aufhebung des „Gender Pay Gap“, der Lohnlücke zwischen Männern und Frauen. In der abschließenden Bewertung thematisierten die Studierenden ihre Überraschung bezüglich der Aktualität der feministischen Theoriebildung und Geschlechterforschung. Außerdem zeigten sie sich erstaunt, dass Theorie und Forschung, entgegen ihrer eigenen Erwartung, so spannend sein kann. 🌿

# GESCHLECHTSIDENTITÄT IM KREUZPUNKT DER SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG

Eine philosophische Reflexion über Geschlechterverhältnisse kann auf vielen Ebenen erfolgen, wie das bereits die aktuellen Diskurse im Kontext feministischer Philosophie oder philosophischer Geschlechterforschung/Gender Studies dokumentieren.

Die im letzten Wintersemester durchgeführte Lehrveranstaltung „Geschlechtsidentität im Kreuzpunkt der Selbst- und Fremdwahrnehmung“ versteht sich als eine Einführung in die „Phänomenologie der Geschlechtlichkeit“ bzw. „Phänomenologie der Geschlechterdifferenz“.

Im Laufe des Semesters wurden die verschiedenen phänomenologischen Zugangsweisen zum Themenkomplex Geschlechtlichkeit bzw. Leiblichkeit – unter Berufung auf Husserl, Merleau-Ponty, Sartre und durch die Einbeziehung psychoanalytischer Diskurse von Freud und Lacan reflektiert, um sie in den Kontext kritischer Geschlechtertheorien von Beauvoir, Irigaray und Butler zu setzen.

Damit sollten die wichtigsten geschlechtertheoretischen Impulse des 20. Jahrhunderts für eine kontemporäre philosophische Auseinandersetzung mit dem Thema Geschlechterdifferenz bzw. Geschlechtsidentität fruchtbar gemacht und diskutiert werden.

In der phänomenologischen Betrachtungsweise steht die sinnliche Erfahrungsdimension im Vordergrund, sie verweist auf ein leibliches Subjekt. Es stellt sich die Frage, wie uns grundsätzlich ein anderes Subjekt, eine fremde Leiblichkeit oder das andere Geschlecht begegnen. Die Überschneidungen der Selbst- und Fremdwahrnehmung spielen bei der Herausbildung einer Geschlechtsidentität eine zentrale Rolle, somit standen diese differenten Sichtweisen sowie verschiedene philosophische Perspektiven im Fokus unserer Auseinandersetzung im Rahmen des Seminars. Den Leitfaden der Thematisierung bildeten die Phänomene wie Leib, Geschlechtlichkeit, Identität, Differenz Erfahrung, Andersheit und

Fremdheit. Wie lassen sich die phänomenologischen Zugänge für einen geschlechtertheoretischen Diskurs bzw. für eine Philosophie der Geschlechterdifferenz fruchtbar machen?

Die phänomenologische Vorgehensweise zeichnet sich durch eine radikale Hervorhebung der Wahrnehmungserfahrung aus. Dadurch wird das Denken der Subjektivität dahingehend modifiziert, dass es sich um ein leiblich-inkarniertes Subjekt handelt, das immer schon in differenzierte intersubjektive Bezugnahmen verwickelt ist. Die Reflexion der eigenen Erfahrungs- und Wahrnehmungsperspektiven sowie die Problematisierung der Fremdkonstitution implizieren den Bereich der Geschlechtlichkeit, die als lebendiges Ausdrucksfeld identitätsstiftend ist: „Sie ist das, auf Grund dessen der Mensch eine Geschichte hat“, betont Merleau-Ponty in Berufung auf Freud. „Die Sexualgeschichte eines Menschen liefert einen Schlüssel zu seinem Leben überhaupt, weil sich in der Geschlechtlichkeit des Menschen seine ganze Weise, zur Welt zu sein, projiziert, die Weise seines Verhaltens zurzeit und zu anderen Men-

schen“ (Merleau-Ponty, 1966, S. 190). Darin wird der existentielle Charakter der Geschlechtlichkeit herausgestellt. Der (geschlechtliche) Leib ist kein neutrales Objekt, keine bloß äußere Begleiterscheinung, vielmehr fungiert er als Ausdruck der gesamten Existenz, indem sie sich in ihm realisiert. Die Leiblichkeit charakterisiert einen Weltbezug, der auf einer unmittelbaren Erfahrung gründet und somit eine vorobjektive Sicht verkörpert. Sie ist die Perspektive, mit der die Phänomene als Phänomene betrachtet werden; sie ermöglicht den Zugang zur Welt, zu den Dingen und zu den anderen leiblichen Subjekten.

Dabei muss auf die doppeldeutige Struktur des Leibes bzw. auf seine „metaphysische Struktur“ verwiesen werden: Er ist Objekt für die/den Andere/n und gleichsam Subjekt für mich. Diese dialektische Leibperspektive wird als „die Spannung der Existenz auf eine andere Existenz hin“ gedeutet. Im Kontext dieser existentiellen Spannung muss auch die Thematisierung der Geschlechterdifferenz erfolgen. Denn Männlichkeit und Weiblichkeit kommen auf diverse Weise zum Ausdruck und können nicht nur im Hinblick auf die biologische Differenz sowie auf die damit einhergehenden vielfältigen Rollen wie Mutter, Vater, Sohn/Tochter, Bruder/Schwester reduziert werden. Wie begegnet uns das andere Geschlecht? Oder wie sollte man über das andere Geschlecht sprechen?

Wie bereits durch die Analyse der Fremdkonstitution deutlich wurde, begegnet uns der/die Andere immer vor dem Hintergrund bestimmter Sinnstrukturen, die kulturell überformt sind. Unsere Sichtweisen, Vorurteile und Erwartungen, die das andere Geschlecht bzw. anderes Subjekt betreffen, sind habitualisiert. Erst durch die Reflexion der eigenen Wahrnehmung könnte deutlich werden, dass die Verflechtung der Selbst- und Fremdbezüglichkeit auf einer Asymmetrie gründet. Im Hinblick auf die verschiedenen Mann-Frau-Perspektiven spricht Bernhard Waldenfels von einer doppelten Asymmetrie: „Der Mann verhält sich zur Frau nicht wie die Frau zum Mann, nicht etwa, weil der eine ganz anders ist als die andere, sondern weil Fremde als solche dem wechselseitigen Vergleich

entrückt sind. Eben deshalb bildet die abendländische Geschichte der Frau nicht einfach die Kehrseite der Geschichte des Mannes [...]“ (Waldenfels 1997, S. 70).

Mit dem Verweis auf die Geschichtlichkeit der Perspektiven könnte man eine Brücke zur feministischen Kritik an der „Diskursivierung des Körpers“ schlagen, die im Denken von Judith Butler eine zentrale Rolle spielt. In ihrer Auseinandersetzung mit den traditionellen Diskursen, die männlich geprägt sind, kritisiert sie die „kulturelle Konstruktion“ des Körpers. Sie verweist in Anlehnung an Foucault darauf, dass der Körper bzw. die Geschlechtlichkeit diskursiv hergestellt wird und im Dienste politischer und gesellschaftlicher Praktiken/Interessen stehen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Veranstaltung haben die verschiedenen philosophischen Zugänge anhand exemplarischer Texte systematisch kennen gelernt. Besonders kontrovers wurden im Seminar die Rolle der Sprache sowie die Frage, inwiefern eine „gengerechte“ Ansprache einen Einfluss auf die Geschlechterverhältnisse haben kann, diskutiert. Denn die Tendenz zur Neutralisierung oder Formalisierung der Sprache würde unsere Kommunikation zwischen den Geschlechtern nicht ausreichend wiedergeben.

Für die vielen anregenden Fragen und Diskussionen möchte ich mich bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Veranstaltung herzlich bedanken. 🌿

#### LITERATUR:

- 🌿 Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek 1972.
- 🌿 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991.
- 🌿 Luce Irigaray: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin 1979.
- 🌿 Maurice Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, übers. von R. Boehm, Berlin 1966.
- 🌿 Silvia Stoller: *Existenz – Differenz – Konstruktion. Phänomenologie der Geschlechtlichkeit bei Beauvoir, Irigaray und Butler*, Wilhelm Fink Verlag, 2010.
- 🌿 Bernhard Waldenfels: „Fremdheit des anderen Geschlechts“, in: S. Stoller/H. Vetter (Hrsg.): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, Wien 1997.

# PHILOSOPHISCHE GESCHLECHTERTHEORIEN VON PLATO BIS JUDITH BUTLER

# 22

Das Thema „Philosophische Geschlechtertheorien“ stößt immer wieder auf reges Interesse und erhält guten Zulauf. Wenn, wie in jeder Veranstaltung, der allererste neugierige Ansturm etwas abgeebbt ist, kristallisiert sich schließlich eine stattliche Gruppe von zuverlässig Interessierten heraus.

Theorien vom Geschlecht ... in der Philosophie?  
In der Psychologie, der Soziologie, in den  
Kulturwissenschaften, da mag das Gender-  
Thema seinen Platz haben, auch in der  
Biologie spricht man wohl vom Geschlecht, vom  
sogenannt natürlichen, aber in der Philosophie?

Die erste Überraschung besteht für die Studierenden dann auch darin, dass die Philosophie bereits seit 2500 Jahren von den Geschlechtern handelt. Ja: „von den Geschlechtern handelt“, denn strikt genommen ist es etwas anderes, das Geschlechterverhältnis zu einem exklusiven Gegenstand der Reflexion zu machen, oder aber dem Verhältnis von Mann und Frau im jeweiligen philosophischen System einen Ort anzuweisen. Geschlechtertheorien im erstgenannten strikten Sinne beginnen erst mit der Neuzeit, näherhin in der Aufklärung. Aber man kann in allen klassischen Konzeptionen der Philosophie Abschnitte, Kapitel, Paragraphen finden, die vom Verhältnis von Mann und Frau handeln. Und die lassen sich sogar ziemlich zuverlässig finden, denn sofern jedes klassische philosophische System seine kanonische Einteilung hat, ist die Behandlung des Geschlechterverhältnis in der praktischen Philosophie, Unterabteilung politische Philosophie angesiedelt und dort zumeist der Erörterung des Staatswesens vorangestellt. So hat Aristoteles die Anordnung ursprünglich und disziplinbildend vorgenommen. Und Aristoteles hat auch

mit seinem Entwurf der politischen Welt in seiner „Politik“ die maßgeblichen sozio-politischen Ordnungsvorstellungen formuliert, die den Rahmen für die Ordnung der Geschlechter bis in die jüngste Vergangenheit bildeten.

Aber der Reihe nach. Wir beginnen die Vorlesung mit Platon und seinen skandalösen Lehrstücken von der Gleichheit von Mann und Frau und der sogenannten Frauen- und Kindergemeinschaft. Aber so ganz einfach ist das nicht: Meint man nur nach dem Geschlechterthema angeln zu können, zieht man doch den ganzen Autor bzw. sein ganzes System oder Denkgebäude heraus. So viel Zeit haben wir in einer Vorlesung, die schließlich noch bei Judith Butler ankommen will, allerdings nicht. Also Crashkurs Platon? Nun, hoffentlich nicht, denn so viel sollte schon klar werden: Warum eigentlich schafft Platon in seinem Idealstaatsentwurf die Familie für die politische Klasse ab, und mit welchen Maßnahmen glaubt er das schaffen zu können, und wie hängt eigentlich die Sache mit dem behaarten und glatzköpfigen Schuhmacher mit der Frage der Gleichheit von Mann und Frau zusammen?

Ob Platon ein Feminist war, darüber wird gestritten. Ich muss bekennen, ich weiß es nicht. Was ich aber doch frappierend finde, ist, dass er bereits im 5. Buch seiner *Politeia*, eben dem klassischen Ort seiner Geschlechtertheorie, ein Argument formuliert hat, das im Rahmen des Gender-Mainstreamings in den letzten Jahren immer wieder angeführt wurde: wir – sprich: der Staat, die Volkswirtschaft – können es uns gar nicht leisten, dass wir unsere begabten und gut ausgebildeten Frauen nur zum Kinderhüten nach Hause schicken. Gleichstellung ist dort wie heute also nicht so sehr eine Frage der Geschlechtergerechtigkeit, sondern des staatlichen oder aktuell des volkswirtschaftlichen Nutzens.

Allerdings hat es immerhin 2500 Jahre gedauert, bis diesem Argument eine allgemein anerkannte Stichhaltigkeit zuerkannt wurde. In der langen, sehr langen Zwischenzeit war der Gedanke der Gleichheit der Geschlechter nicht mehr als eine utopische Forderung. Denn nicht Platons „Staat“ hat die europäische Sozialordnung geprägt, sondern, wie gesagt, die aristotelische „Politik“. Zugunsten einer realitäts-gesättigten Konzeptualisierung der sozialen Welt verzichtet Aristoteles auf jedes idealische Überfliegen des Faktischen und damit auch auf größere Zumutungen an seine Leser- bzw. Hörschaft. Dass die Stellung der Frau gegenüber der des Mannes zurückgesetzt ist, konnte sicher an den antiken lebensweltlichen Gegebenheiten abgelesen werden, gleichwohl sucht die aristotelische Philosophie das Vernünftige im Wirklichen auf. Es ist vernünftig, dass der Mann im Haus über die Frau regiert, denn sie wird nicht zuverlässig von ihrer eigenen Vernunft geleitet. Somit bleibt ihr auch der Zugang zur Dimension des guten Lebens, nämlich der Eintritt in die Sphäre der sich als Gleiche anerkennenden freien Bürger verwehrt. Die Frau als das defizitäre, das „zweite“, das andere Geschlecht – Simone de Beauvoir schreibt ihr großes Buch über die Lebenswirklichkeit der Frau unter diesem Titel: „*Le deuxième Sexe*“.

Bemerkenswert scheint mir, dass gerade die beiden antiken Positionen das besondere Interesse der Studierenden wecken. Sie sind paradigmatisch in ihrer Gegensätzlichkeit und grundlegend in den Fragestellungen, die im Zusammenhang des Geschlechterthemas als wesentlich mit verhandelt werden: der Zusammenhang von Familie und Staat, bzw. der Bereiche von Privatheit und Öffentlichkeit, die Verteilung der Reproduktionsarbeit und die Voraussetzungen staatsbürgerlicher Partizipation. Es sind gerade diese Themen, die ganz offensichtlich nicht nur von historischem Interesse, sondern von insistierender aktueller Brisanz sind. Denn wie verteilen wir heute die unbezahlte häusliche Arbeit unter den Geschlechtern? Wie steht es um die „Führungsqualitäten“ von Frauen? Und dass das Private politisch ist, kann vor dem Hintergrund der antiken Geschlechtertheorien nicht länger als eine Erfindung der Frauenbewegung der 70iger-Jahre des 20. Jahrhunderts angesehen werden. Nicht zuletzt kann uns der Blick in die Philosophiegeschichte lehren, dass die Beharrlichkeit der patriarchalischen bzw. androzentrischen Geschlechterordnung aus einer langen Tradition von normativen Konzepten und korrespondierenden Lebenswirklichkeiten erwachsen ist.

Besonders spannend ist – während man in der Vorlesung mit philosophiegeschichtlichen Siebenmeilenstiefeln voranschreitet – im Weiteren zu verfolgen, wie die politische Aufklärung in der Neuzeit zwar argumentativ die feudale Herrschaft des Vaters zugunsten der politischen Mündigkeit aller männlichen Individuen entkräftet, den Frauen indes erneut – gleichwohl mit modernen Inhalten und andersartigen Wertungen – einen Status von verminderter Autonomie zuschreibt. Mit Locke, Rousseau und Hegel sind hier wiederum paradigmatische Positionen für das frühbürgerliche und das klassisch bürgerliche Geschlechter- und Familienverständnis genannt.

## 24

Von Rousseau am Vorabend der bürgerlichen Revolution „erfunden“ und von Hegel in seiner Rechtsphilosophie von 1820 ausphilosophiert, begegnen den Studierenden diejenigen mehr oder minder argumentativ hergeleiteten Geschlechtszuschreibungen und Rollenanweisungen, die die klassische bürgerliche Geschlechter- und Familienordnung bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nachhaltig geprägt haben. Männer, die sich im Erwerbsleben, in Wissenschaft und Politik verwirklichen und Frauen, die als „moralisches Geschlecht“ und als die Hüterinnen der Familiensittlichkeit ihrer Bestimmung folgen. Wie bei den antiken Autoren sind auch bei den bürgerlichen Theoretikern die Familienkonzeptionen ein integraler Bestandteil einer Theorie des Staates.



handgreiflich dazu gezwungen, doch sind wir auf diesem Spielfeld auch nicht frei – Beispiele für das, was Judith Butler „Zwangsheterosexualität“ nennt, das mag jede/r bei sich und anderen finden. Freilich kondensieren auch bei den feministischen Philosophinnen und den Gender-Theoretikerinnen die Reflexionen nicht im Tunnelblick auf das Geschlecht. Die leitende sozialphilosophische Intention, sei sie existenzphilosophisch oder diskurstheoretisch fundiert, richtet sich auch bei ihnen auf unverzerrte Möglichkeiten der menschlichen Existenz und des gelingenden Lebens in der Gesellschaft.

So weit gekommen im philosophiegeschichtlichen Kurs müssen wir nun abermals einen Sprung machen. Hätten wir zwei Semester Zeit gehabt, wären an dieser Stelle die männlichen Kritiker der bürgerlichen Geschlechterordnung: Engels, Horkheimer und Marcuse am Zug gewesen. In einem Semester ist dies jedoch nicht zu leisten, denn es sollen nach der Weihnachtspause die weiblichen Theoretikerinnen und damit auch der aktuelle Diskussionsstand zum Thema Geschlecht noch angemessen Raum bekommen.

Simone de Beauvoir, beharrlich apostrophiert als die „Lebensgefährtin von Jean-Paul Sartre“, Existenzphilosophin und feministische Theoretikerin, hat in ihrem für die moderne Geschlechtertheorie grundlegenden Werk „Das andere Geschlecht“ aus dem Jahr 1949 die berühmte These aufgestellt, dass man nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht wird. Heute 70 Jahre später können wir – informiert durch die Gender-Forschung der letzten 20 Jahre – sagen, dass sowohl Frauen wie auch Männer „gemacht“ werden. Gender, das soziale Geschlecht, fällt nicht vom Himmel, es wird gesellschaftlich fabriziert. „Doing gender“ ist das, was wir alle nur sehr schwer vermeiden können zu tun, uns nämlich wie Männer und Frauen zu verhalten. Zwar werden wir nicht

Die Vorlesung hat erfreulicherweise ganz viele Anstöße zum Selber- und Weiterlesen und zum Selber- und Weiterdenken geliefert. Das macht sich an zahlreichen Prüfungswünschen, an der Wahl von Hausarbeits- und Examensthemen fest. Auch wenn jede Fragestellung der Philosophie, sei sie auch noch so kompliziert und vordergründig abstrakt, letztlich in der Fragwürdigkeit der eigenen Existenz wurzelt, scheint doch das Thema des Geschlechts eines zu sein, was besonders nahegeht, unter die Haut, eines, das die eigene Identität berührt und dabei zugleich hinausreicht in die gesellschaftliche Realität.

Ich danke allen Studierenden, die mit ihrer Präsenz, ihren Fragen und ihrem konzentrierten Interesse der Vorlesung gefolgt sind. Eine gelungene Vorlesung ist immer ein Dialog, auch wenn eine/r dabei notwendigerweise etwas mehr spricht.

Zum Schluss soll nicht unerwähnt bleiben, dass es drei Kolleginnen des Fachs Philosophie an der BUW waren, die sich der umfassenden Erschließung der philosophischen Geschlechtertheorien in einer kommentierten Anthologie gewidmet haben. Erfreulich ist, dass die nachhaltige Rezeption dieses Bandes nicht zuletzt von KollegInnen der angrenzenden Fachdisziplinen uns bestätigt hat, dass damit einem Forschungsdesiderat zumindest in anfänglicher Weise entsprochen wurde. 🌿

#### LITERATUR:

 Sabine Doyé, Marion Heinz, Friederike Kuster: *Philosophische Geschlechtertheorien*. Reclam Verlag, 2002.

# JÜDISCHES RELIGIÖSES LEBEN IN DER GEGENWART – BEWEGUNGEN, IDENTITÄTEN UND LEBENSWEISEN

Max, ein dreizehnjähriger Junge, liest zum ersten Mal in der Synagoge aus der Thora, den fünf Büchern Moses – als Zeichen dafür, dass er nun Bar Mizwa (ein „Sohn der Pflicht“) und damit religiös erwachsen ist. In der darauffolgenden Ansprache erklärt er, dass er nicht an Gott glaubt, denn wie kann er in einer Welt, in der es so viel Böses im Namen Gottes geschieht, in der die Menschen nicht friedlich zusammenleben können, an die Existenz eines göttlichen Wesens glauben? Diese Szene aus dem Dokumentarfilm „Kol Ishah. The Rabbi is a Woman“ beeindruckte die Studierenden besonders: Ein Junge, der sich traut, so etwas öffentlich in einer Synagoge zu sagen, und eine Rabbinerin, die ihn für seinen Mut, seine Ehrlichkeit und sein Engagement für eine bessere Welt lobt.

# 26

## Wie sieht jüdisches religiöses Leben in der Gegenwart aus – insbesondere in den USA, in Israel und in Deutschland?

Mit dieser Frage beschäftigten sich im Februar 2013 an der Bergischen Universität Wuppertal vierzehn Studierende verschiedener Fachrichtungen, Semester und Studiengänge in einem Blockseminar, das den Einstieg in ein spannendes und komplexes Thema bieten wollte.

Ein Rückblick auf die Entwicklung der jüdischen Gemeinschaften in aller Welt seit 1945 machte zunächst deutlich, wie sehr der Holocaust – die Ermordung von sechs Millionen jüdischen Männern, Frauen und Kindern und die fast vollständige Zerstörung der jüdischen Kultur in großen Teilen Europas – und die Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 sowie die daraus resultierenden Wanderungsbewegungen die jüdische Welt verändert haben, qualitativ wie quantitativ. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wurden in einer offiziellen Statistik erstmals mehr Jüdinnen und Juden in Israel als in den USA gezählt (5,3 bzw. 5,2 Millionen); weitere 2,5 Millionen leben in größeren und kleineren Diasporagemeinden auf allen Kontinenten. Die jüdischen Gemeinden in Deutschland, die nach 1945 von einer

kennen lernen. Durch Textarbeit, Referate, Filme, Internetrecherchen und Diskussionen wurden Themen wie die Deutungen des Holocaust durch jüdische religiöse Denker, die Wiederentdeckung von Spiritualität und Ritualen, der Einfluss der Chabad-Bewegung auf jüdisches Leben heute, aber auch Formen und Inhalte jüdischer Populärkultur behandelt. Dass jüdisches Leben in Deutschland heute immer noch nicht „selbstverständlich“ ist und dass es nötig ist, eigene wie fremde Wahrnehmungen, Urteile und Zuschreibungen immer wieder zu hinterfragen, zeigte eine lebhaft diskutierte Diskussion über Diskursstrategien in der bundesdeutschen Beschneidungsdebatte von 2012.

Im Fokus des Seminars stand immer wieder die Frage nach den sich wandelnden Rollen(zuschreibungen) von Frauen und Männern im modernen Judentum. Der Feminismus als gesellschaftliche Bewegung hat in den letzten Jahrzehnten zu einer Neudefinition der Geschlechterrollen geführt. Kol Ishah, die Stimme der Frau, ist in allen jüdischen Bewegungen – auch in der Orthodoxie – nicht mehr zu überhören. Heute bilden alle jüdischen Denominationen jenseits der Orthodoxie Rabbinerinnen aus, und seit den 1990er-Jahren amtieren auch in jüdischen Gemeinden in Deutschland Frauen als Rabbinerinnen und Kantorinnen.

kleinen Gruppe von Überlebenden und aus dem Exil Zurückgekehrten neu gegründet worden waren, haben seit den 1990er-Jahren durch ZuwandererInnen aus der ehemaligen Sowjetunion einen kaum vorhersehbaren Aufschwung erlebt. Sie zählen heute ca. 110.000 Mitglieder und werden immer pluralistischer. Das Nebeneinander der verschiedenen religiösen Strömungen, das schon lange das jüdische Leben in den USA charakterisiert, lässt sich heute auch wieder in Deutschland beobachten. Diese Entwicklung ist umso interessanter, wenn man bedenkt, dass die Grundlagen des modernen Judentums – sei es liberal, konservativ oder modern-orthodox geprägt – im 19. Jahrhundert in Deutschland gelegt wurden.

Nach drei Tagen intensiver Arbeit im Seminar stand schließlich noch eine Exkursion zur Alten Synagoge Essen auf dem Programm. Seit 2010 wird dort eine neu konzipierte Ausstellung gezeigt, die Informationen zum jüdischen „Way of Life“ auf spielerische Weise vermittelt, u.a. jüdische Metropolen und jüdische Speisen vorstellt und in einer Art Holodesk zum Mittanzen israelischer Tänze einlädt – ein passender Abschluss für ein Seminar, in dem es darum ging, neue Perspektiven zu eröffnen und zum Weiterdenken anzuregen. 🌿

Doch lässt sich jüdische Identität nicht allein auf religiöse Zugehörigkeit (oder Nichtzugehörigkeit) reduzieren. Nationalität oder ethnische Gruppe, religiöse Gemeinschaft oder säkulare Kultur, Bürger/in Israels oder Diaspora-Jude/Jüdin: in dem Seminar ließen sich eine Vielzahl von Identitätsentwürfen und Lebensweisen

## RAUMSPIELRAUM

Die Angebote auf dem Wohnungsmarkt halten mit der Heterogenität unserer gesellschaftlichen Entwicklungen nicht mit. Wechselnde Konstellationen des Zusammenlebens bedürfen viel stärker adaptiver Wohnformen. Unsere unterschiedlichen Lebenssituationen und Lebenszustände benötigen flexiblere Wohnmodelle. Wie können diese konkret aussehen?

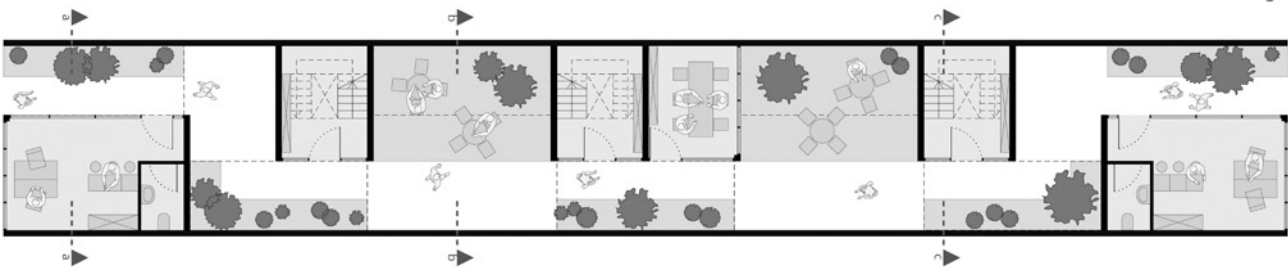
Wohnungen sollten so geplant werden, dass sie auch zukünftige Szenarien mit einschließen. Die Erweiterbarkeit einer Wohnsituation sollte bei Familienzuwachs durch Kinder oder der Aufnahme pflegebedürftiger Eltern wie auch für Patchworkfamilien genauso denkbar sein, wie wiederum die Reduktion der Wohnraumgrößen. Flexible Wohnkonzepte tragen erheblich zu einer langfristigen ökonomischen und ökologischen Wertstabilität von Wohngebäuden bei. Seit geraumer Zeit gewinnen partizipatorische Wohnprojekte wie Bauherrngemeinschaften oder Wohnanlagen nur für Frauen auf dem Wohnungsmarkt besondere Aufmerksamkeit. Häufig sind hier zusätzliche Gemeinschaftseinrichtungen wie eine großzügige Wohnküche, eine Bibliothek, ein Gästezimmer o.ä. mit vorgesehen. Auch Räumlichkeiten für eine Erwerbstätigkeit direkt an der Wohnung sind denkbar.

Studierende der Architektur gingen im Wintersemester 2012/13 den Fragestellungen unserer gesellschaftlichen Wandlungen zum Thema Wohnungsbau mit großem Interesse nach. Zur konkreten Bearbeitung wurde ein „Untersuchungsraum“ mit den Abmessungen von 6 m Breite x 9 m Höhe x 42 m Tiefe vorgegeben. In dieses Volumen hinein galt es unterschiedlich große, miteinander kombinierbare Grundrisstypen zu entwickeln, die dem Wohnen, dem Arbeiten (home-office z.B.) oder auch gemeinschaftlichen Nutzungen gewidmet sein konnten. Als einzige Orientierung war die Lage der Himmelsrichtung vorgegeben, die Längsachse sollte in Ost-Westrichtung liegen. Das Gebäude konnte von beiden Schmalseiten erschlossen werden. Die unterschiedlich schaltbaren Grundrisse waren im Modell wie auch zeichnerisch-skizzenhaft im Maßstab 1:100 darzustellen. Das Modell sollte bis auf eine Längsaußenwand vollständig gebaut werden.

# 29

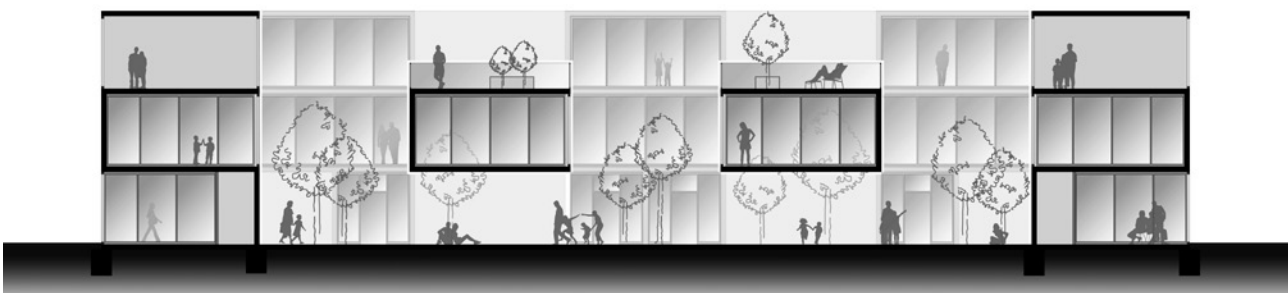
Die größte Herausforderung stellte sich gleich zu Beginn der Bearbeitung: Wie lässt sich ein so schmales Grundstück erschließen und der Anforderung an ein flexibles Wohnen gerecht werden? Die Studierenden hatten angemessene Wohnungsgrößen und deren Anordnungen auszuloten, insbesondere auch im Hinblick einer ausreichenden Belichtung aller Räumlichkeiten. Diese Art „Raumspiel“ ermöglichte zu erfahren, wieviel „Spielraum“ welche Raumkonstellationen gestatten.

Nicole Kokot – Grundriss EG



In den Längsschnitten mit den jeweiligen Erdgeschossgrundrissen lassen sich die unterschiedlichen Lösungsansätze gut erkennen. Einige Studierende legten die Erschließung längs durch das Grundstück als Durchgang, der entweder schnurgerade oder auch mit Richtungswechseln von der einen Hausseite bis zur anderen führt.

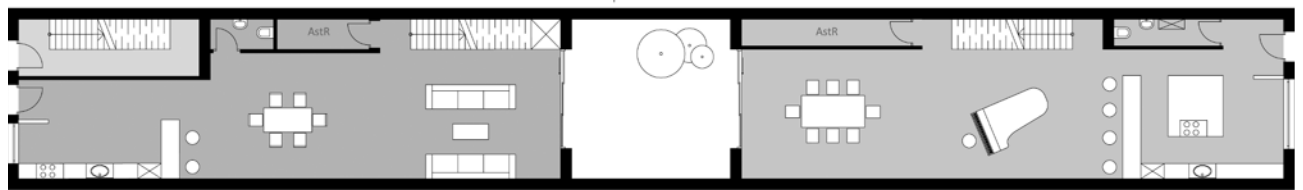
Nicole Kokot – Schnitt



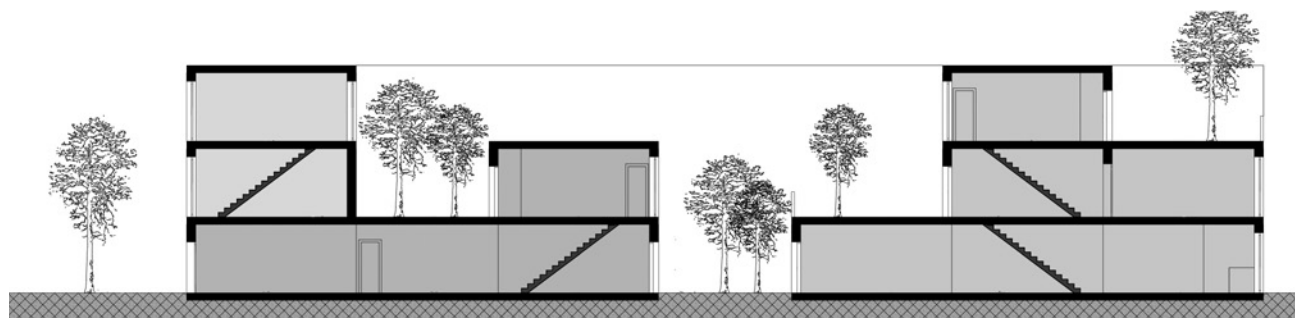
# 30

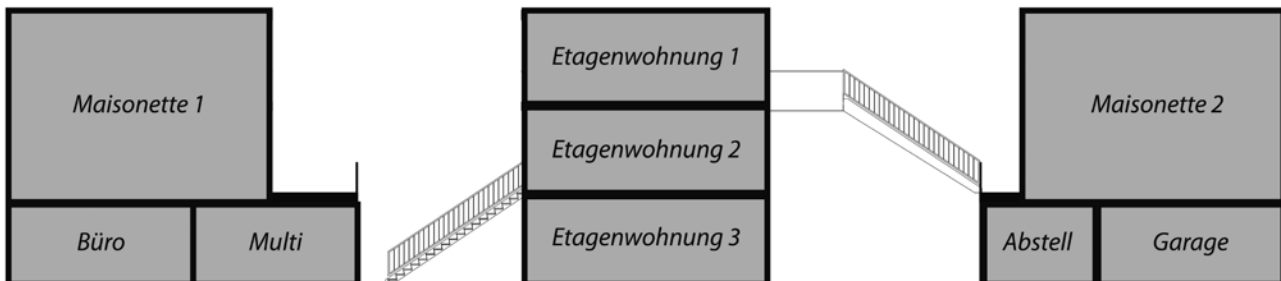
Andere Arbeiten gehen ohne Zugangswege und ohne gemeinsames Treppenhaus direkt von den beiden Schmalseiten in jeweils autarke Einheiten hinein, die keinerlei räumliche Verbindungen miteinander haben. In diesem Beispiel werden zwei Stadthhaustypen als Eigenheime angeboten.

*Alexandra van den Kerkhoff – Grundriss EG*



*Alexandra van den Kerkhoff – Schnitt*





Im Weiteren gab es auch Lösungen, die über eingeschnittene Höfe einzelne Wohnungstypen erreichen.

Moritz Brochheuser – Schnitt



Moritz Brochheuser – Grundriss EG

Bei allen Entwürfen sorgen die Höfe jeweils für eine ausreichende Belichtung der unterschiedlichen Raumgrößen. Ein vielfältiges Angebot an Außenbereichen mit Gärten und Terrassen erhöht jeweils die Wohnqualität der einzelnen Einheiten. Eine Kombination von unterschiedlichen Wohnungsgrößen erlaubt auf vielfältige Lebenssituationen reagieren zu können. Eine kleinere Wohnung für den erwachsenen Sohn oder die pflegebedürftigen Eltern kann von einer größeren Wohneinheit mit versorgt werden. Auch lässt sich eine Berufstätigkeit von daheim mit einer zusätzlichen Einheit an eine bestehende Wohnung realisieren.

Variable Wohnmodelle für unterschiedliche Lebenssituationen zu entwickeln, setzt eine intensive Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Wohnbedürfnissen, Wohnkompetenzen und Wohnansprüchen voraus. Dieser Prozess sensibilisiert die heranwachsende Generation von Planerinnen und Planern für Genderaspekte im Berufsalltag. 🌿

DR. SANDRA LIPPERT-VIEIRA, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Entwerfen und Gebäudekunde, FB D – ARCHITEKTUR

## DAS VERBORGENE UND DAS GEZEIGTE

*Die Landschaftsarchitektin Prof. Yael Moria aus Israel  
beim Symposium „GebäudeLehreN“ im November 2012  
an der Bergischen Universität Wuppertal*

# 32

In einer Videoprojektion fährt ein Auto an einer Wand entlang, in ebenso endloser wie monotoner Folge passiert es Stahlpfosten, die zwischen die präfabrizierten Betonelemente eingeschoben sind. Die Pfosten und die sich drehenden Räder ergeben einen eintönigen Rhythmus ... In ihrem Vortrag Ende November letzten Jahres sprach die israelische Landschaftsarchitektin Yael Moria über das Doppelwesen einer Wand, Dinge sowohl zu verheimlichen als auch zu enthüllen. Diese zunächst recht einfach festzustellende, dennoch hochspannende Ambivalenz sei konstitutiv für ihre Arbeit. Dem genauen Betrachten käme eine besondere Wichtigkeit zu: „Observation is the key to my work. Each project starts with an observation, develops into a theory, a text, a landscape, a physical intervention which ends in a new observation“, sagte sie während ihres Vortrages.

Ihr Vortrag war ein wertvoller Beitrag zum Wuppertaler Symposium „GebäudeLehreN – Eine Disziplin wird besichtigt“, der am 29. und 30. November 2012 vom Lehrstuhl Entwerfen und Gebäudekunde (Prof. Susanne Gross) sowie vom Lehrstuhl Architekturgeschichte und -theorie (vertreten durch Oliver Ziegenhardt) aus der Abteilung Architektur veranstaltet wurde. Zahlreiche Gäste, auch aus der Schweiz, aus Österreich, aus Belgien und den Niederlanden waren zum Symposium gekommen und lieferten Beiträge in Vorträgen und Diskussionen. Doch den weitesten Weg hatte sicherlich Yael Moria aus Haifa. Ermöglicht wurde ihre Teilnahme durch die großzügige Unterstützung der Gleichstellungsbeauftragten der Bergischen Universität Wuppertal, durch Frau Dr. Christel Hornstein.





(v.l.n.r.) Gabriele Hillebrand-Knopff, Prof. Yael Moria, Dr. Christel Hornstein

Yael Moria, 1955 in Paris geboren, ist Professorin für Landschaftsarchitektur am Technion, dem Israelischen Institut für Technologie in Haifa. Sie ist praktizierende Landschaftsarchitektin und Mitbegründerin des Büros Moria-Sekely Landscape Architects, welches hinter vielen bedeutenden israelischen Landschaftsarchitekturen steht. Seit 1988 ist sie ständige Gastvortragende an verschiedenen Hochschulen wie der Universität von Tel Aviv, dem Technion, der Bezalel Akademie für Kunst und Design in Jerusalem sowie der Architekturfa­kultät in Florenz.

Die Interferenz von Entwerfen, Forschen und Lehren sind zentrale Aufgabenfelder von Prof. Yael Moria, daher lieferte sie für das Symposium einen sehr wertvollen Beitrag. In den dem Symposium folgenden Lehrveranstaltungen bezogen sich viele Studierende auf ihren Vortrag und ihren Diskussionsbeitrag in der darauffolgenden Debatte.

Interessiert an neuen Methoden der Integration von architektonischer Praxis und urbaner Kultur, bearbeitet sie in ihrem Büro alle wichtigen Bereiche, in denen Landschaftsarchitektur unabdingbar ist, bis hin zu Infrastrukturplanungen für die Staatliche Wasser Gesellschaft Israels und Beiträge zur urbanen Landschaft. Darüber hinaus ist Frau Moria ständige Beraterin der Städte Haifa und Tel Aviv-Jaffa. 🌿

## »FOTOGRAFISCHE SELBSTBILDNISSE VON DESIGNERINNEN, FOTOGRAFINNEN UND KÜNSTLERINNEN DER 1920ER UND FRÜHEN 1930ER JAHRE«

*Zum Symposium des Lehrstuhls für Kunst- und Designgeschichte am 16. und 17. November 2012*

In den künstlerischen Avantgarden der 1920er und frühen 1930er Jahre spielte das Selbstbildnis eine herausragende Rolle. Dabei fällt auf, dass besonders Frauen das damals neue Medium Fotografie für ihre Selbstporträts wählten. In nie gekanntem Maße traten ab Mitte des Jahrzehnts geradezu plötzlich viele Designerinnen und Künstlerinnen, besonders auch Fotografinnen auf, die sich den Konventionen des Sujets nicht anpassten, sondern mit dem eigenen Konterfei experimentierten. Das schnell und einfach zu bedienende technische Medium nutzten sie für Inszenierungen, Maskeraden, Rollenspiele und sogar Transgressionen ins andere Geschlecht.

Ein Symposium des Lehrstuhls für Kunst- und Designgeschichte der Bergischen Universität lud zum Thema internationale Gäste ein, um am Beispiel einzelner Künstlerinnen, aber auch die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Kontextphänomene zu untersuchen, die zu der einzigartigen Dichte von weiblichen Selbstporträts in der Nachkriegsdekade führten. Die Bauhaus-Designerin Marianne Brandt und die Bauhauseinrichterin Lucia Moholy, die Fotografinnen Germaine Krull und Florence Henri, die Künstlerinnen Re Soupault, die fotografierende Schriftstellerin Claude Cahun und die Tänzerin, Kabarettistin und Schauspielerin Valeska Gert standen ebenso im Mittelpunkt wie die nachrevolutionären Bewegungen in Russland, das Phänomen der Neuen Frau in der Weimarer Republik und als männliches Beispiel: die Selbstporträts des Künstlers Marcel Duchamp.

# 34

In nie zuvor gekanntem Maße wandten sich Frauen in der Dekade nach Ende des Ersten Weltkriegs der Fotografie als Beruf zu. 1931 kann das Berliner Photo-Adressbuch über 600 Fotoateliers verzeichnen, von denen mehr als 100 von Frauen geleitet wurden. Obwohl Frauen erst mit Beginn der Weimarer Republik zum Studium an Kunstakademien, der klassischen künstlerischen Ausbildung, zugelassen wurden, gab es für das weibliche Geschlecht doch zahlreiche Möglichkeiten, sich „über Umwege“ den Berufswunsch zu erfüllen. Bis Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte die fotografische Ausbildung ohnehin weitgehend in handwerklichen Betrieben, die zwar Frauen verwehrt wurde, zu denen sie aber oft über Familiendynastien Zugang fanden. In der Folge

des Zusammenschlusses der deutschen Frauenvereine, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts für die Erwerbstätigkeit von Frauen kämpften, erhielten Frauen auch die Chance zu studieren, wenngleich die einzelnen Lehrgebiete unterschiedlich belegt werden konnten. Angehende Künstlerinnen wurden meist auf sogenannte Damenklassen verwiesen, die nur ein eingeschränktes Lehrangebot zur Verfügung stellten. Ein Sonderfall waren die Privatschulen, die die Berufsausbildung von Frauen förderten. In Deutschland war dies der Lette-Verein ab 1865, die spätere Lette-Schule, die schon ab 1890 Fotografie als Lehrfach anbot. Des Weiteren zählen zu diesen Ausbildungsstätten die Reiman-Schule in Berlin und die Debschitz-Schule in München, beide im Jahr 1902 gegründet. Hinzu kamen in der Vorkriegszeit die vielen Kunstgewerbeschulen fast in jeder größeren deutschen Stadt.

Doch nicht nur handwerklich ausgebildete Fotografinnen wandten sich dem Selbstbildnis zu, sondern auch Designerinnen und Künstlerinnen. Fotografie avancierte in den 1920er Jahren zu einem neuen, insbesondere auch für die breite Presselandschaft attraktiven Medium. 1924 legte Ernst Leitz II eine bereits existierende Kleinbildkamera in Großserie auf und die Leica (später Leica I genannt) wurde zu einem unvorhersehbaren Erfolg. Auch Laien konnten nun ohne Weiteres fotografieren. Und es waren die Kreise der künstlerischen Avantgarde, die das technische Medium schätzten, allen voran der Konstruktivismus.

Doch so unkonventionell und modern die einzelnen Stilrichtungen dieser Zeit – Konstruktivismus und Neue Sachlichkeit, Dadaismus und Surrealismus – auch waren, in Bezug auf das weibliche Geschlecht waren sie traditionell, zum Teil fielen sie sogar hinter die Errungenschaften der von ihnen wenig geschätzten akademischen Kunst zurück.



(v.l.n.r.) Julia Meer, Dr. Christel Hornstein, Prof. Dr. Gerda Breuer

Am Beispiel der Erfahrungen der Metallkünstlerin Marianne Brandt am Bauhaus, über die der Lehrstuhl für Kunst- und Designgeschichte bereits 2003 eine Ausstellung in Wuppertal organisierte, lässt sich die Frauen- und Geschlechterpolitik einer modernen Institution der 1920er-Jahre erkennen. Die Schule war mit Beginn der Weimarer Republik 1919 gegründet worden und galt schnell als die bekannteste Schule der Moderne. Sie wurden jedoch von den wichtigeren Werkstätten ausgegrenzt, kaserniert und nur sehr wenigen Ausnahmefrauen wurde der Weg zu den männlich konnotierten Werkstätten gestattet. Marianne Brandt war eine solche Ausnahmefrau, da sie, unter allerdings sehr schwierigen Angebotsbedingungen, in der Metallwerkstatt reüssierte.

Um den Gründen für die Abwehr von Frauen nachzuspüren, ist zu bedenken, dass sich seit 1900 bis weit in die zehner Jahre, unterbrochen durch den Krieg, die Dichotomie der Geschlechtercharaktere besonders hart in den Diskursen und den Institutionen der modernen angewandten Kunst niederschlug und sie, teils mit anderen Vorzeichen, in fast allen Moderneinstitutionen der 1920er- und frühen 1930er-Jahre virulent war. Hinzu kommt, dass die Designgeschichte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, vergleichbar der Kunstgeschichte, konzipiert war als Durchbruch der Moderne. Die „Krise des Übergangs“ vom 19. Jahrhundert zum 20. Jahrhundert thematisierte sie als Überwindung des Alten, d.h. sie polarisierte prinzipiell.

Um die Trennung zwischen Kunstgewerbe und modernem Design zu legitimieren, hatte sich die Designwelt der Frau als Argumentationsfigur bedient. Die Gegenwelt zum Richtigen tritt in ihren Diskursen mit den der

Frau zugeschriebenen Geschlechtseigenschaften auf: mit dem Spielerischen, Sinnlichen, Phantasievollen, Emotionalen („Sentimentalen“), der Eitelkeit („Putzsucht“) und deshalb ihrem Hang zum Modischen und generell mit ihrer Neigung zur Regression. Der Sachlichkeitsanteil, der Sinn für das Nüchterne, Wissenschaftliche, Nützliche, Technische wurde der Geschlechtseigenschaft des Mannes zugeschrieben. Das gesamte Zeitalter der frühen Moderne ließe sich als „Sieg des Männlichen“ beschreiben und wurde folglich von militanten Begriffen umflort: Häufig war vom „siegreichen Überwinden“ veralteter Formen und vom „Kampf“ die Rede.

Eine dichte Kunstkritik, die den Prozess der entstehenden angewandten Moderne seit 1900 bis in die Vorkriegsjahren begleitete, feminisierte folglich das Kunstgewerbe, den Bereich, in dem Frauen vor allem arbeiteten (und den sie sich aufgrund der Ausgrenzung aus staatlichen Ausbildungsinstitutionen über andere Wege erobern konnten).

## 36

Von Adolf Loos über Karl Scheffler bis zu August Lux, um nur einige der bekanntesten zu nennen, wertete die moderne Kunstkritik das Kunstgewerbe – bei zunehmend prosperierender Präsenz auf dem Markt – extrem ab und führte seine Verbindung mit weiblichen Attributen ins Feld. Diesen Prozess könnte man mit dem Foucault'schen Begriff der Selbstaffirmation beschreiben, bei dem es nicht in erster Linie um die Zurückdrängung und Ausschließung des anderen Geschlechts ging, sondern um den Prozess der Schließung und Homogenisierung der Moderne selbst, mit dem sie sich als neues Kollektiv generierte.

Am frühen Bauhaus ist dieser Prozess sehr eindrücklich beschrieben worden. Ich fasse das inzwischen weidlich bekannte Phänomen zusammen: Da sich die Schule zu Anfang mit 50% Studentinnen konfrontiert sah, wünschte sich ihr Leiter Gropius schon im September 1920 „eine scharfe Aussonderung“ bei dem „der Zahl nach zu stark vertretenen weiblichen Geschlecht“ (Meisterratsprotokoll vom 20. September 1920). Es folgte die Einrichtung der Frauenklasse und der Handweberei als separate Sphären, die anfänglich noch nebeneinander bestanden – Versuche, die große Zahl der Frauen in der Außenwahrnehmung zu minimieren. Es gab bezeichnenderweise in diesem Punkt keinen Dissens zwischen Gropius, den Meistern der Form und den Handwerksmeistern, obwohl auch zwischen ihnen, entgegen der eigentlichen Programmatik, Kunst und Handwerk gleichzusetzen, eine deutliche Hierarchie feststellbar war.

Ganz allgemein war die Moderne programmatisch, vernetzt, diskursiv und die Zugehörigkeit ihrer Mitglieder wurde durch strenge Regeln eingefordert. Welche Probleme Protagonisten der Avantgarde mit ihrer Künstler-Identität hatten, zeigt sich u.a. am Beispiel von Theo van Doesburg (Christian Emil Marie Küpper), dem aktivistischen und dogmatischen Kopf der niederländischen Stijl-Gruppe, der seine Begeisterung für andere Kunstrichtungen wie Dada (I.K. Bonset) und Surrealismus (Aldo Camini) offensichtlich nur bewältigen konnte, indem er unter drei verschiedenen Pseudonymen veröffentlichte.

Im Konstruktivismus inszenierten sich die männlichen Protagonisten in ihren Selbstporträts häufig als Verkörperung des „neuen Menschen“, mit eindeutig männlichen Konnotationen. In einem Porträt von László Moholy-Nagy, dem Bauhaus-Lehrer, das seine Frau Lucia anfertigte, zeigt sich der Designer im

Arbeitsanzug, wie der Neue Konstrukteur oder Ingenieur. Sie waren die Idealfiguren des Konstruktivismus, der die Welt, geleitet von den Segen der Wissenschaft und Technik, in eine neue Ordnung führen wollte. Ganz ähnliche Bildnisse kennen wir von Alexander Rodtschenko, der sich in selbstentworfenem Einheitsanzug und Entwurfs-Schablonen porträtieren ließ. Oder wir sehen El Lisztzky in einer Fotomontage, die u.a. die Segen der modernen Technik, der Röntgenaufnahme, verherrlicht, eine Technik, die ihm bei einer Lungenoperation vermutlich das Leben rettete.

Der Surrealismus wiederum, der dem Unbewussten freien und – was die Geschlechterrollen anbetrifft –, meist unkritischen Raum gab, ließ die luxurierende Vielfalt männlicher Projektionen auf die Frau aufleben. So unkonventionell und sexuell liberal seine Bildgebungen auf den ersten Blick erscheinen, übernimmt er doch viele konventionelle und klischeehafte Frauenbilder, die sich in den simplifizierten Dichotomien Heilige – Hure, Mutter – Geliebte, Engel – Megäre, femme fragile – femme fatale, Kindfrau – Hetäre bewegen. Die Frau war in erster Linie das Objekt männlicher Begierde, im besten Fall seine Muse. Das neue und exzessive Aufleben der männlichen Imaginationen von Weiblichkeit war für die tatsächliche weibliche Kreativität und ihre Selbstwahrnehmung hinderlich gewesen.

*TeilnehmerInnen des Symposiums „Fotografische Selbstbildnisse von Designerinnen, Fotografinnen und Künstlerinnen der 1920er und 1930er Jahre“: (v.l.n.r.) Prof. Dr. Renate Berger (Berlin), Prof. Dr. Ursula Panhans-Bühler (Hamburg), Prof. Dr. Ada Raev (Bamberg), Dr. Inge Herold (Mannheim), Marion Beckers M.A. (Berlin), Prof. Dr. Burcu Dogramaci (München), Dr. Anja Guttenberger (Berlin), Dr. Elisabeth Otto (Buffalo), Prof. Dr. Gerda Breuer, Prof. Klaus Honnef (Bonn), Elisabeth Moortgat M.A. (Berlin), Elina Knorpp M.A. (Wuppertal)*



# 38

Auch wenn diese Stilrichtung einige wenige Künstlerinnen zu eigenständigen Werken beflügelte – meist waren sie Künstlergattinnen oder Musen –, taucht hier wiederum der merkwürdige Gegensatz von Progressivität und Konservatismus auf, der die Moderne-Institutionen in Bezug allgemein prägte.

Vor diesem Hintergrund wundert es wenig, wie sehr die Selbstwahrnehmung der Frauen changierte zwischen neugewonnener Freiheit durch die formelle Gleichberechtigung in der Weimarer Republik, der ernüchternden Realität der Geschlechterbeziehungen im Beruf und den immer noch wirksamen stereotypen Imaginationen über das weibliche Geschlecht – drei Kontextfaktoren weiblicher Selbstentwürfe.

Einen besonderen Impuls erhielten die Selbstbefragungen der Frauen mit dem neu und ebenso rasant aufkommenden Bild der „Neuen Frau“. Denn zeitgleich wandelt sich das Bild der modernen Frau in einigen Kulturbereichen, besonders dem Schauspiel und Film, dem Tanz und Varieté, und danach dann auch – wegen seiner Vorbildfunktion – auf breiter populärer Ebene in der Presse. Die „Neue Frau“ zeigt sich hier als erfolgreiche Berufsfrau, jung, fast makellos, in glamouröser Kleidung und souveränem Habitus oder auch als modische selbstbewusste Frau, die von den Vorteilen der Modernisierung profitiert.

Was bis dato als Feminisierung der Kultur negativ konnotiert war, wandte sich nun selbstbewusst in sein Gegenteil. Die Frau wurde quasi „angerufen“ (Althusser), die Emanzipation und – subkutan – den modernen Konsumismus zu vertreten. Zwar lösten sich diese Frauenbilder von bis dato vorherrschenden Repräsentationen des Weiblichen, sie hatten nun aber wiederum den Charakter eines modernen Brandings des Weiblichen mit seinen Zuschreibungen des Ewig-Weiblichen, sprich Modischen und Verführerischen.

Diese Form der Vermarktung der eigenen Person, die die Frauen wie ein Statement mit eindeutig identifizierbaren Attributen (Bubikopf, Zigarette etc.) und einem entsprechenden Habitus (Auto fahrend, modisch gekleidet) trugen, wurde von Fotografinnen in Szene gesetzt, an ihrer Durchsetzung haben sie mitgewirkt. Die Lebenswelt der Zerstreuung, wie sie Siegfried Kracauer eindringlich beschrieben hat, mit ihrem Boom an Illustrierten, Bildgeschichten, an Werbung und den Theater- und Filmplakaten, hat Fotografinnen zu ökonomischen Erfolg verholfen. Es gibt nicht wenige, die sich durch ihren enormen Berufserfolg selbst als „Neue Frau“ inszenierten und einen luxuriösen Lebensstil pflegten, sich gleichzeitig auch von den traditionellen Geschlechterrollen distanzieren.

Beflügelt durch das Phänomen der „Neuen Frau“ überprüften viele Künstlerinnen in dieser Zeit die Vorstellung traditioneller Geschlechteridentitäten und Stereotypen weiblicher Repräsentation.

Ein ikonografisches Indiz für die Suche nach Selbstvergewisserung sind die vielen Selbst-Inszenierungen, in die die Designerinnen und Fotografinnen schlüpfen: Ob Marianne Brandt in unterschiedlichen Rollen die Facetten ihrer Identität durchspielte, die Bauhüuslerin Gertrud Arndt sich mit insgesamt 43 Maskenfotos in wechselnder Aufmachung und mit verschiedenem emotionalem Ausdruck ablichtete oder die französische

Surrealistin Claude Cahun mit wechselnden Verkleidungen auftrat – gemeinsam ist ihnen die Unbestimmtheit der eigenen und die Erprobung verschiedener Identitäten – möglicherweise sogar, wie bei Claude Cahun, auch die Infragestellung eines kohärenten Subjekts.

Von einem Durchbruch eines gefestigten Selbstbewusstseins, wie dies die Bildwelten der 20er Jahre suggerieren wollen, konnte bei fast allen Beispielen, die im Symposium vorgestellt wurden, nicht die Rede sein, allerdings von einem entschiedenen Aufbruch, sich mit dem eigenen Selbst und seinen neuen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. 🍀

## INTERNATIONALE FACHKONFERENZ: LEGITIMATIONSMECHANISMEN DES BIOGRAPHISCHEN *Kontexte – Akteure – Techniken – Grenzen*

Ziel der Tagung, die vom 20. bis 22. September 2012 an der Bergischen Universität Wuppertal stattfand, war es, erstmals systematisch die wechselseitigen Beziehungen zwischen Biographik und Mechanismen der Legitimation zu beleuchten. Denn obwohl sich die interdisziplinäre Forschung zur Biographik in den letzten Jahren intensiviert hat, wurde die Frage nach der Legitimation biographischen Erzählens bislang weitgehend vernachlässigt. Dabei ist die Frage nach der Legitimierung ein Fundamentalproblem der Biographik. So sind Biographie und Legitimation auf doppelte Weise miteinander verbunden: Zum einen können Biographien als

# 40

Legitimationsinstrumente fungieren, zum anderen bedürfen Biographien ihrerseits der Anerkennung, um überhaupt als mediale Repräsentationen des Lebens anderer akzeptiert zu werden. Nicht zuletzt stellt sich die Frage nach der Legitimierung biographischer Darstellungen gerade deshalb so dringlich, weil das Spektrum biographischen Erzählens von literarischen über populäre bis hin zu wissenschaftlichen oder filmischen Spielarten, zu Comic-Biographien oder biographischen Mischformaten im Internet reicht. Dieser Variantenreichtum biographischen Erzählens wurde im Rahmen der Tagung in vielfacher Weise aufgegriffen.

Geht man von der Erkenntnis aus, dass die Wirkungsweise von Biographien nur in ihrer Pragmatik zu verstehen ist, gilt es, die Biographie in ihrer Gemachtheit in den Blick zu nehmen und neben Produzenten bzw. Rezipienten auch die historischen bzw. kulturellen Kontexte in den Fokus zu rücken, die Produktion und Rezeption rahmen. Die Tagung nahm diese komplexe Einbettung von Legitimation im Spannungsfeld der pragmatischen Konstellation von Biographien in den Blick, sodass anhand der Dimensionen (1) Kontexte, (2) Akteure und (3) Techniken textuelle, diskursive und kontextbedingte Legitimationsmechanismen von



VertreterInnen der Literatur-, Geschichts-, Kultur-, Sozial-, Musik- und Filmwissenschaften sowie der Genderstudies diskutiert wurden. Quer dazu lag die ebenso notwendige Frage nach den (4) Grenzen derjenigen Verfahren, die als Legimitationsmechanismen funktionalisiert sind, denn diese Frage erlaubte einen reflexiven Blick auf das Themenfeld und die Eigenlogik der einzelnen Fachgebiete.

Insgesamt wurden 32 Vorträge präsentiert, zu denen die Referentinnen und Referenten aus ganz Deutschland, Österreich, Polen, Tschechien, England, Italien und Hawaii nach Wuppertal gekommen waren. Neben ausgewiesenen ExpertInnen, die sich theoretisch und/oder praktisch mit biographischen Fragestellungen beschäftigen, waren auch einige NachwuchswissenschaftlerInnen zu hören, die spannende Projekte vorstellten. So wurden zum einen zahlreiche Einzelfallstudien zum Problem der biographischen Legitimation präsentiert, zum anderen wurde nach Gesetzmäßigkeiten, Regeln und übergreifenden Mustern gefragt, um sich so den biographiespezifischen Elementen von Legitimation anzunähern.

Die Vorträge wurden durch zwei abendliche Veranstaltungen ergänzt: Am ersten Abend ermöglichte der renommierte und vielfach preisgekrönte Comiczeichner Reinhard Kleist den TagungsteilnehmerInnen im Rahmen eines



*(v.l.n.r.) Karin Wieland, Dieter Kühn, Hubert Winkels, Detlef Felken*

Werkstattberichts einen Einblick in die kreative Praxis eines Biographen, der sich gleichermaßen Text und Bild widmet. Am zweiten Abend der Tagung konnten im Rahmen einer Podiumsdiskussion weitere VertreterInnen der wissenschaftlich/künstlerischen Praxis eingebunden werden (siehe Foto): Der Deutschlandfunk-Redakteur Hubert Winkels führte ein Gespräch mit Karin Wieland (Autorin einer vielbeachteten Doppelbiographie über Marlene Dietrich und Leni Riefenstahl) und Dieter Kühn (dem Doyen der literarischen Biographik in Deutschland). Die inhaltlich-thematische Ausrichtung der Tagung wurde hier auch zusätzlich für Aspekte des Ökonomisch-Verlegerischen geöffnet, denn das Podium wurde ergänzt durch Detlef Felken, den Cheflektor des Verlags C.H. Beck.

Durch die Kombination von systematischen Beiträgen und Fallbeispielen konnten gleichermaßen übergreifende wie tiefgehende Fragen intensiv diskutiert und die Relevanz des Forschungsfeldes zur biographischen Legitimation eindrucksvoll unter Beweis gestellt werden. Die Konzentration auf die Bedeutung der Legitimation für die Biographik führte dazu, dass sich zwischen verschiedenen Beiträgen „rote Fäden“ spannen ließen und sich auf diese Weise besonders wichtige, grundlegende Aspekte herauschälten. Aufgrund der Tatsache, dass die Beiträge durchweg auf hohem wissenschaftlichen Niveau gehalten und inhaltlich anregend und instruktiv waren, wird aktuell eine Publikation der Vorträge im Jahrbuch für internationale Germanistik vorbereitet, die für 2014 geplant ist. 🌿

# STUDIUM IN WUPPERTAL – MEIN WEG ZUR INGENIEURIN

Am 10.11.2012 konnten 79 Absolventen/innen des Fachbereichs E – dem Fachbereich für Elektrotechnik, Informationstechnik und Medientechnik – zusammen mit ihren Familien und Freunden in der historischen Stadthalle Wuppertal zu ihrer Absolventenfeier begrüßt werden.

Traditionell wird anlässlich der Absolventenfeiern des Fachbereichs E neben der Begrüßung des Direktors der Bergischen Universität, Herrn Prof. Dr. Lambert T. Koch, und des Vortrages des Dekans des Fachbereichs, Herrn Prof. Dr.-Ing. Anton Kummert, ebenfalls ein Absolventenvortrag gehalten. Dieses Jahr lautete der Titel ebendieses Vortrags „Studium in Wuppertal – Mein Weg zur Ingenieurin“. Er befasst sich mit der allgemeinen Studiensituation im Fachbereich E als auch mit den Erfahrungen, die ich als Studentin in einem Studium im Fachbereich E sammeln konnte.

**SEHR GEEHRTE DAMEN UND HERREN,  
LIEBE LEHRENDE,  
LIEBE KOMMILITONINNEN UND KOMMILITONEN,  
LIEBE ELTERN, VERWANDTE UND FREUNDE!**

Heute darf ich stellvertretend für die Absolventen der Studiengänge Elektro- und Informationstechnik sowie der Absolventen des Wirtschaftsingenieurwesens zu Ihnen und Euch sprechen. Zunächst möchte ich mich bei allen Lehrenden, Eltern, Verwandten, Bekannten, Freunden, sowie allen anderen bedanken. Bedanken bei all denen, die uns in den letzten Jahren in jedweder Form unterstützt haben. Denn Ihre und Eure Unterstützung haben es uns ermöglicht, das zu erreichen, was wir heute feiern wollen: Unseren Abschluss! Vielen Dank! Vielen Dank für die fachliche und mentale Unterstützung! Vielen Dank für die fachbezogene Förderung! Vielen Dank auch für die offenen Ohren – auch gerade an die Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiter, die selbst nachts und im Urlaub unsere Fragen beantworteten! Vielen Dank für das Rückenstärken und -freihalten! Vielen Dank für das Verständnis, wenn wir uns phasenweise mehr mit Maxwell, Lorentz und Laplace beschäftigt haben, als mit unserem sozialen Umfeld! Natürlich auch vielen Dank für die finanzielle Unterstützung – nicht nur zu den Zeiten der Studiengebühren! Und ganz einfach vielen, vielen Dank, dass Sie und Ihr es uns ermöglicht haben bzw. habt, dass wir studieren konnten und hier und heute voller Stolz unseren Abschluss feiern können!

# 43

Wenn ich nun an meine Zeit als Erstie zurückdenke – immerhin ist das jetzt schon sechs Jahre her – dann hätte ich damals niemals gedacht, dass ich irgendwann Ingenieurin werden würde. Eigentlich wusste ich gar nicht genau, was ich machen wollte. Für mich stand lediglich fest: Ein Studium in Wuppertal, das sollte es sein. Irgendetwas Naturwissenschaftliches. Also entschied ich mich zunächst für die Mathematik. In der Schule hatte Mathematik Spaß gemacht und der Arbeitsmarkt sah auch sehr vielversprechend aus. Informations- oder gar Elektrotechnik hätte ich mir niemals zugetraut. Wirtschaftsingenieurwesen gab es damals noch nicht, hätte ich mir aber auch nicht zugetraut – immer noch zu viel Technik. Irgendwo saß dieses „Frauen und Technik“ doch noch in einer Ecke meines Kopfes und hinderte mich daran, direkt die richtige Wahl bezüglich meines Studiengangs zu treffen. Wie Sie sehen, hat sich das geändert und ich bin froh, dass ich 2007 mit völlig falschen, naiven Vorstellungen und nach zwei frustrierenden Semestern Mathematikstudium in die Informationstechnik stolperte.

Damals als Mathe-Erstie hatte ich Panik vor der ersten Informatik-Vorlesung. Am Ende des Semesters freute ich mich dann auf die nächste und wechselte schließlich in dem Glauben, jetzt ja eigentlich nur noch programmieren und ein wenig rechnen zu müssen, in ein Studium, in dem sehr viel angewandte Mathematik, ein wenig Informatik und um einiges weniger Frauen zu finden sind. Tatsächlich bot und bietet dieses Studium allerdings viel mehr. Es bot und bietet die Möglichkeit, alltägliche Dinge viel besser zu verstehen, aber auch die Möglichkeit, über den bisherigen Horizont hinauszublicken und das so weit, dass wir zumindest rein theoretisch in der Lage sind, neue Techniken zu entwickeln, die uns in unserem tagtäglichen Leben helfen, in welcher Form auch immer. Ich kann nur sagen, es war die beste Entscheidung, die ich jemals treffen konnte und ich würde sie jeder Zeit wieder treffen! (Diesmal allerdings ohne Umwege.)

# 44

Der Wechsel des Studienganges zog ebenfalls einen Wechsel des Campus mit sich. Das bedeutete zum einen, den großen recht anonymen Griffenberg zu verlassen und zum anderen an den familiären Freudenberg anzukommen. Statt fester Sprechstunden und geringem Kontakt zwischen Studierenden, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Professoren gab und gibt es beinahe durchgehend offene Türen sowie den freundlichen und kollegialen, ja familiären Umgang zwischen Studenten, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Professoren. Und das ist eben das, was ein Elektro- oder Informationstechnikstudium mit oder ohne Wirtschaftswissenschaften in Wuppertal so wertvoll macht. Jeder kennt jeden, zumindest vom Sehen und spätestens in der Mensa, wenn das erwärmte Essen verzehrt werden soll(te), stehen endgültig alle auf einer Seite. Professoren, Mitarbeiter und Studenten rücken an denselben Tischen beisammen – völlig ohne Trennung. Bei Fragen gab und gibt es für uns immer ein offenes Ohr und wie bereits angesprochen, folgten die Antworten – zumindest die in schriftlich-elektronischer Form – zum Teil bereits nachts oder gar während der Urlaubszeit.

Doch was ist nun das Besondere daran, als Frau auf dem Freudenberg und damit in einem Studiengang der Elektro- und Informationstechnik sowie Wirtschaftsingenieurwesen zu studieren?

Die Dame von der Studienberatung bezeichnete den Freudenberg 2007, als ich noch nicht sicher war, ob ich den Studiengang wechseln sollte, liebevoll als Homohügel, da sich auf dem Freudenberg ja eh nur Männer aufhalten. Das sagt eigentlich schon fast alles. Es gab damals deutlich weniger Frauen auf dem beschaulichen Freudenberg als heute nach dem Zuwachs durch die angehenden Wirtschaftsingenieurinnen.

Und so gab es zu Beginn meiner Studienzeit am Freudenberg sicherlich den ein oder anderen Kommilitonen, dem ein leichtes Schmunzeln auf den Lippen lag, das aber nach spätestens drei Semestern genauso verschwunden war, wie die eigene Unsicherheit, ob man denn wirklich mit den männlichen Kommilitonen mithalten könne. Und ich kann sagen: Ja, man kann als Frau durchaus mithalten! Meine anfänglichen Bedenken, dass sicherlich der ein oder andere Lehrende nicht gerade begeistert ist, eine Studentin in seiner Vorlesung zu haben, waren absolut grundlos. Viele Lehrende nahmen es zumeist eher erfreut zur Kenntnis, dass auch endlich mal oder aber zumindest mehr Frauen an ihren Vorlesungen teilnahmen. Und irgendwann lernte ich auch, dass sich gerade der Fachbereich E dafür einsetzt, mehr Frauen in die schönen MINT-Berufe – Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik zu bekommen. Also das genaue Gegenteil von dem, was ich ursprünglich erwartet hatte.

Das besondere war damals und ist es auch heute noch, dass man als Frau einen nach eigentlich altem Verständnis doch typischen Männerberuf erlernt und dass zumeist hauptsächlich andere Frauen kritisch nachfragen. „So etwas studierst du? Und das als Frau?“, während doch die meisten Männer entweder neutral oder gar erfreut reagieren.

Nun ist für die einen erst der erste Abschnitt ihres Studentenlebens vorbei, da nach dem Bachelor noch der Master folgen soll. Für die anderen ist die Zeit gekommen, Abschied von der Uni zu nehmen, auch wenn es für manche nur der Abschied von dem Studentenleben ist, da sie nun zu den wissenschaftlichen Mitarbeitern gehören. Für alle die, welche die Universität verlassen oder noch verlassen werden, um in das außeruniversitäre Berufsleben einzusteigen, stellt sich vielleicht noch die Frage: Was macht man eigentlich mit einem solchen Studium? So wie sie sich auch für viele Außenstehende ergibt. Ich kann guten Gewissens sagen, ich weiß es nicht so genau, da uns so viele Wege und Möglichkeiten offen stehen. Sicher ist allerdings eins: der Arbeitsmarkt ist günstig und es gibt viele gute Jobs, die auf uns warten.

Ich danke Ihnen für Ihre und Eure Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen und euch noch eine wunderschöne Absolventenfeier und denen, die heute Abend zum zehnten Universitätsball gehen, wünsche ich einen unvergesslichen Abend!

Allen Absolventinnen und Absolventen wünsche ich viel Glück und Erfolg für Euren weiteren Weg, wohin auch immer er führen mag! 🍀

**VIELEN DANK!**

## 23. NOVEMBERTAGUNG ZUR GESCHICHTE DER MATHEMATIK



23. Novembertagung zur Geschichte der Mathematik

Die „Novembertagung zur Geschichte der Mathematik“ ist eine internationale und interdisziplinäre Konferenz, die sich an den wissenschaftlichen Nachwuchs auf dem Gebiet der Mathematikgeschichte richtet und auch von diesem organisiert und durchgeführt wird. Hier treffen sich einmal jährlich DoktorandInnen aus Europa und Übersee, um ihre Promotionsprojekte vorzustellen, gemeinsam zu diskutieren sowie neue Forschungsansätze und -methoden zu erörtern. Auf diese Weise bietet die Novembertagung ihren TeilnehmerInnen einen ganz besonderen Rahmen, innerhalb dessen sie sich mit Gleichgesinnten austauschen können. Weiterhin haben die TeilnehmerInnen die Möglichkeit, allgemeine Fragen der Promotion und des wissenschaftlichen Arbeitens zu diskutieren und internationale Kontakte sowohl zu knüpfen als auch zu pflegen. Dieser praktische und soziale Aspekt trägt sehr zur Attraktivität der Novembertagung bei.

# 47

Die erste Novembertagung zur Geschichte der Mathematik wurde im November 1990 in Wuppertal veranstaltet. Dabei fand ihre Idee so großen Zuspruch, dass sie sich in der Folgezeit zu einem festen Termin für den Nachwuchs in der Mathematikgeschichte entwickelte. Nach verschiedenen Stationen in Europa fand die 23. Novembertagung vom 7. bis 10. November 2012 erstmals wieder am Ort ihrer Entstehung statt. In diesem Jahr stand sie unter dem Titel „Reading and Writing the History of Mathematics“, der gemeinsam von den TeilnehmerInnen auf der letzten Tagung bestimmt worden war. Auf der diesjährigen Novembertagung trafen sich insgesamt 17 Doktorandinnen und 4 Doktoranden der Mathematikgeschichte aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Kanada sowie der Tschechischen Republik und den Niederlanden, um über Methoden, Fortschritte und Probleme ihrer Forschungsarbeiten zu diskutieren.

Die vier OrganisatorInnen Philipp Kranz und Dagmar Mrozik (Fachbereich A – Geschichte: Wissenschafts- und Technikgeschichte, IZWT) sowie Desirée Kröger und Alfredo Ramírez (Fachbereich C – Mathematik: Didaktik und Geschichte der Mathematik) begrüßten am Dienstagabend die ersten auswärtigen Gäste im Hotel Astor. Hier konnten die TeilnehmerInnen bereits erste Kontakte knüpfen oder bestehende Bekanntschaften, die sie auf den vergangenen Novembertagungen gemacht haben, wieder auffrischen.

Als Tagungsort stand das Gästehaus am Campus Freudenberg zur Verfügung. Jeder der 21 TeilnehmerInnen hatte die Möglichkeit, einen Vortrag über das eigene Forschungsgebiet zu halten. Von den insgesamt 21 TeilnehmerInnen nutzten 17 die Möglichkeit, einen Vortrag zu halten. Den Vortragenden standen jeweils 45 Minuten zur Verfügung, die in der Regel durch eine 30minütige Präsentation sowie eine daran anschließende fünfzehnminütige Diskussion ausgefüllt wurden.

Bemerkenswert ist hierbei, dass die DoktorandInnen frei in ihrer Vortragsweise waren und so auf ihre Bedürfnisse eingegangen werden konnte. Es gab TeilnehmerInnen, die erst seit wenigen Wochen mit ihren Forschungsprojekten beschäftigt waren und dementsprechend den Fokus vermehrt auf methodische Probleme legten, aber auch fortgeschrittene DoktorandInnen, die erste Ergebnisse ihrer Arbeiten vorstellen konnten.

# 48

Besonders positiv war die große Bandbreite an Themen. Es standen sowohl ausgewählte Mathematiker als auch fachwissenschaftliche Probleme sämtlicher Zeitperioden im Fokus. Die präsentierten Forschungsarbeiten reichten von den Korrespondenzen von Gauß und Euler über mathematische Lehrbücher polnischer jesuitischer und deutscher Mathematiker, Besetzung von mathematischen Professuren in Nazi-Deutschland sowie Zahlentheorie, Differentialgeometrie und symplektische Geometrie. Besonders erfreulich ist die Tatsache, dass sich die mathematikhistorische Forschung auch vermehrt Mathematikerinnen widmet. Hier sollen vor allem die beiden Vorträge „Women' contributions to mathematics in the 18th century: a gendered question?“ (Isabelle Lémonon Waxin, Paris) und „A divergence of lives – Contemporary and modern portrayals of Sofia Kowalewskaja (1850-1891)“ (Eva Kaufholz, Mainz) hervorgehoben werden.

Gerade durch die große Vielfalt an Themen fanden interessante Diskussionen statt. Zahlreiche Anregungen und Fragestellungen führten zur Erweiterung des eigenen Blickfeldes, aber auch inhaltliche Querverbindungen wurden aufgedeckt. Auf diese Weise profitierten alle TeilnehmerInnen und ihre Forschungsarbeiten wurden sowohl in methodischer als auch in inhaltlicher Hinsicht bereichert.



*Rosanna Cretney (rechts) und Mairi Walker (links),  
The Open University, Milton Keynes (GB)*



Zum Schluss der Tagung standen eine von den OrganisatorInnen selbst durchgeführte Stadtführung durch Wuppertal sowie das Conference Dinner auf dem Programm.

Das Programm beinhaltete nicht nur die Präsentationen der DoktorandInnen, sondern darüber hinaus auch drei Gastvorträge. Der Mathematiker Dr. Thomas Hochkirchen, Mitorganisator der ersten Novembertagung, präsentierte die Geschichte der Novembertagung und eröffnete berufliche Perspektiven für MathematikhistorikerInnen. Die Wissenschaftsjournalistinnen Agnes Handwerk (Hamburg) und Harrie Willems (Amsterdam) führten ihre Filmdokumentation „Late Style“ über den Mathematiker Yuri Ivanovitsch Manin vor. Abgerundet wurde das Programm durch den Vortrag des Mathematikhistorikers Prof. em. Dr. Erhard Scholz (Bergische Universität Wuppertal), der anhand seines Vortrags „Epicyclic kinematics from heliocentrism? Remarks on a crucial transition in Greek astronomy (~ 3rd - 2nd c. BC)“ wichtige Aspekte der Mathematikgeschichtsschreibung darstellte.

Der fruchtbare Austausch wurde während der gemeinsamen Mittag- und Abendessen fortgesetzt. Hier hatten die TeilnehmerInnen nicht nur die Möglichkeit weiter über ihre Forschung zu diskutieren, sondern konnten sich auch persönlich näher kennenlernen und allgemeine Aspekte des Promotionsprozesses austauschen.

Am letzten Tag des gemeinsamen Aufenthaltes in Wuppertal wurde die Novembertagung 2012 evaluiert. Alle TeilnehmerInnen äußerten sich in besonders positiver Weise und hoben den Wert der Novembertagung für die Mathematikgeschichte hervor. Umso erfreulicher ist es, dass diese einzigartige Tagung auch im nächsten Jahr fortgesetzt werden wird. In Übereinstimmung wurde Oxford/Großbritannien als Tagungsort für die Novembertagung 2013 gewählt.

Sowohl die OrganisatorInnen als auch die TeilnehmerInnen können auf eine erfolgreiche Novembertagung zurückblicken, auf der erneut ein ergiebiger wissenschaftlicher Austausch stattfand und sich die DoktorandInnen der Mathematikgeschichte näher kennenlernen konnten. Dies sind die besten Voraussetzungen für eine internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Mathematikgeschichte.

Ein Dank gilt vor allem den Förderern, die durch ihre Unterstützung zu dem Erfolg der diesjährigen Novembertagung beigetragen haben: Zentrum für Graduiertenstudien (ZGS), Interdisziplinäres Zentrum für Wissenschafts- und Technikforschung (IZWT), Prorektorat für Forschung, Drittmittel und Graduiertenförderung sowie Stadtparkasse Wuppertal und International Commission on the History of Mathematics (ICHM). Auch die Förderung durch das Gleichstellungsbüro der Bergischen Universität Wuppertal machte es möglich, die Unterbringung der internationalen Gäste zu finanzieren sowie auf die Erhebung einer Teilnahmegebühr zu verzichten. 🍀

**WEITERE INFORMATIONEN FINDEN SIE AUF DER TAGUNGSHOME PAGE**

<http://www.novembertagung2012.uni-wuppertal.de/>

PROF. PER JENSEN P.D., FB C

## INTERNATIONAL TRAINING PROGRAM



*Zusammentreffen nach erfolgreicher Begutachtung*

61 Studentinnen der Frauenuniversität Ochanomizu in Tokio, Japan, haben 2008 bis 2013 jeweils ein Semester an der Bergischen Universität Wuppertal studiert. Im Rahmen des japanischen Programms ITP (International Training Program) studierten die Japanerinnen Chemie, Physik, Mathematik und Computer Simulation in Science an der Bergischen Universität und besuchten – jeweils im Wintersemester – ausgewählte Veranstaltungen der entsprechenden Master-of-Science-Programme. Physik-Studentin Kyoko Yoneyama, die zur ersten ITP-Gruppe im Wintersemester 2008/2009 gehörte, kehrte im Jahre 2010 an die BUW zurück als Doktorandin bei Prof. Dr. Francesco Knechtli in der theoretischen Physik; Frau Yoneyama strebt eine gemeinsam betreute, binationale Promotion („co-tutelle du thèse“) an, wobei der Doktorgrad gemeinsam von Ochadai und von der BUW verliehen wird. Zusätzlich zu den ITP-Studentinnen haben seit 2002 etwa fünfzehn Austauschstudentinnen von der Frauenuniversität Ochanomizu einjährige Aufenthalte an der BUW durchgeführt; diese Studentinnen hatten hauptsächlich deutschlandbezogene Studienthemen aus den Geisteswissenschaften.

Die Frauenuniversität Ochanomizu in der Tokioter Innenstadt ist seit 2001 Partneruniversität der Bergischen Universität. Sie ist eine der beiden staatlichen Frauenuniversitäten Japans. Ihr Name bedeutet Teewasser (Ocha = Tee, Mizu = Wasser) und sie wird von ihren Studierenden und Hochschullehrenden liebevoll Ochadai (Tee-Uni) genannt.

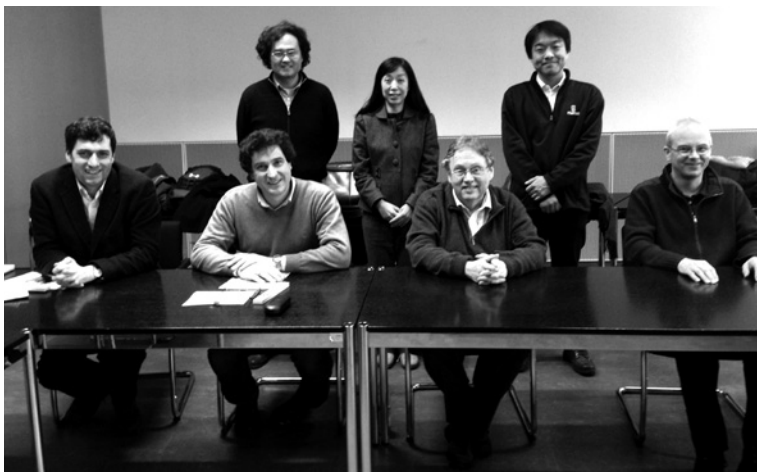
Ochadai wurde im Jahre 1875 gegründet als die erste Ausbildungsinstitution für Frauen in Japan und ist, während der gesamten 138 Jahre ihres Bestehens, eine der angesehensten Frauenuniversitäten Japans geblieben.

Das ITP-Programm war eine Internationalisierungsmaßnahme von Ochadai und wurde von der Japan Society for the Promotion of Science finanziert. Auch haben im Rahmen des ITP-Programmes Prof. Per Jensen, Ph.D., (Fachgebiet Theoretische Chemie, 2008), Prof. Dr. Fabian Mohr (Fachgebiet Anorganische Chemie, 2009) und Prof. em. Dr. Hans-Josef Altenbach (Fachgebiet Organische Chemie, 2010) Vorlesungen an Ochadai gehalten.

# 51

Die Partnerschaft zwischen Ochadai und der BUW ist eine Spätfolge einer Gastprofessur des japanischen Ministeriums für Ausbildung, Wissenschaft und Kultur, die Prof. Per Jensen im Jahre 2000 an der Ibaraki-Universität in Mito (etwa 150 km nordöstlich von Zentral-Tokio) innehatte. Während des Aufenthaltes in Japan konnte Prof. Jensen Kontakte zu Prof. Tsuneo Hirano und seiner Studentin Tina Erica Odaka an Ochadai knüpfen und gemeinsame Forschungsarbeiten initiieren. Frau Odaka, die im März 2001 ihre Master-of-Science-Grad an Ochadai erlangte, kam im Mai 2001 mit einem sechsmonatigen DAAD-Stipendium nach Wuppertal, um ein Promotionsstudium bei Prof. Jensen anzufangen. Nach Ablauf des DAAD-Stipendiums konnte Frau Odaka weiterhin durch eine DFG-Bewilligung finanziert werden und sie blieb in Wuppertal bis zu ihrer co-tutelle-du-thèse-Promotion im Jahre 2004.

Die fachliche Betreuung der ITP-Studentinnen wurde von den Wuppertaler Wissenschaftler/inn/en Prof. Per Jensen, Ph.D. (Chemie), Prof. Dr. Andreas Klümper, PD Dr. Frank Göhmann (Physik), Prof. Dr. Francesco Knechtli (Physik, Computer Simulation in Science) und Prof'in Dr. Barbara Rüdiger-Mastandrea (Mathematik) koordiniert. Bei der praktischen Organisation der Aufenthalte wurden die fachlichen Betreuer tatkräftig vom Akademischen Auslandsamt (Frau Andrea Bieck, Frau Judith Roller), vom Gleichstellungsbüro (Frau Gabriele Hillebrand-Knopff) und vom Sprachlehrinstitut (Frau Dr. Agnes Bryan) unterstützt. So hat zum Beispiel das Akademische Auslandsamt die Unterbringung der Studentinnen in den Wohnheimen des Hochschul-Sozialwerks organisiert, das Gleichstellungsbüro hat sich bei der Organisation von extracurricularen Aktivitäten stark eingebracht und das Sprachlehrinstitut hat Englischkurse für die Japanerinnen durchgeführt.



tinnen in den Wohnheimen des Hochschul-Sozialwerks organisiert, das Gleichstellungsbüro hat sich bei der Organisation von extracurricularen Aktivitäten stark eingebracht und das Sprachlehrinstitut hat Englischkurse für die Japanerinnen durchgeführt.

*Begutachtungsrunde:*

*stehend (v.l.n.r.) Prof. Ichiro Kobayashi, Prof. Keiko Takano, Prof. Gi-Chol Cho (Ochanomizu Universität)  
sitzend (v.l.n.r.) Prof. Michael Peardon (Trinity College Dublin), Prof. Francesco Knechtli, Prof. Per Jensen, Dr. Frank Goemann (Bergische Universität Wuppertal)*



*Tea-Time auf Japanisch-Englisch*

Ferner hat das Sprachlehrinstitut zur Unterstützung der Zusammenarbeit mit Japan, sehr erfolgreiche Japanischkurse (mit Lehrmaterial zum Teil vom Gleichstellungsbüro finanziert) für deutsche Studierende abgehalten. Die Teilnehmer/innen dieser Kurse wurden dann mit den ITP-Studentinnen in sogenannten Tea-Times zusammengeführt. Bei diesen, vom Sprachlehrinstitut durchgeführten Veranstaltungen, die bei den Japanerinnen sehr beliebt waren, konnten die Teilnehmer sich zwanglos bei Tee und Keksen auf Deutsch/Englisch/Japanisch über Themen ihrer Wahl unterhalten. Das ITP-Programm wurde zunächst für den Zeitraum von 2008 bis 2013 bewilligt und die erste Programmphase ist damit jetzt zu Ende. Ein Antrag auf Verlängerung des Programms ist bereits gestellt worden und Ochadai plant, auf jeden Fall weiterhin Studentinnen für einsemestrige Studienaufenthalte nach Wuppertal zu schicken.

Während in den Jahren 2001 bis 2013 etwa 75 japanische Studentinnen von Ochadai in Wuppertal studiert haben, konnten wir leider keine entsprechende Anzahl Wuppertaler Studierenden nach Tokio entsenden. Es ist aber durchaus erfreulich, dass die drei M.Sc.-Chemie-Studentinnen Maren Butz, Victoria Elsner und Miriam Leermann jeweils ein Sommersemester an Ochadai verbringen konnten, Frau Butz und Frau Elsner 2009 und Frau Leermann 2012. Der Hauptgrund für das bescheidene Interesse für Aufenthalte an Ochadai ist das immer noch sehr begrenzte Angebot an englischsprachigen Veranstaltungen. Es ist zu erwarten, dass dieses Angebot zeitnah im Rahmen

von laufenden Internationalisierungsmaßnahmen erheblich erweitert wird. Für die Aufenthalte der drei M.Sc.-Chemie-Studentinnen wurden Programme zusammengestellt, die im Wesentlichen nur Laborarbeiten in Praktika enthielten, wobei die Studentinnen individuell in englischer Sprache betreut werden konnten. Doktorandinnen können in ähnlicher Weise bei der Durchführung von Forschungsaufhalten individuell



*Kultureller Einblick in die japanische Origami-Falttechnik*

betreut werden und es wird daher angestrebt, die Anzahl solcher Aufenthalte zu erhöhen. Im März 2013 führte Frau M. Sc. Valerie Derpmann, Doktorandin der physikalischen Chemie, ein Forschungsprojekt in Tokio durch, betreut von Prof'in Dr. Keiko Takano, Ochadai, und finanziert von der Japan Society for the Promotion of Science. Durch die besondere Situation des ITP-Programmes konnten alle Wuppertaler Studentinnen, die an Ochadai studiert haben, bereits im Vorfeld des Aufenthaltes Kontakte zu japanischen Studierenden knüpfen, die ihnen dann in Japan helfend zur Seite standen. Hierdurch wurde die Umstellung auf die fremde Umgebung sicherlich sehr erleichtert. 🌸

# WUPPERTALER DELEGATION ZU GAST BEI JAPANISCHER FRAUENUNIVERSITÄT



*Ochanomizu University Kick-off Symposium*

Gabriele Hillebrand-Knopff, Stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der Bergischen Universität Wuppertal, Anja Kluge, Referentin für internationale Angelegenheiten, sowie der Chemiker und Japan-Beauftragte Prof. Per Jensen, Ph.D., waren Ende Februar zu einer Tagung in Japan. An der Ochanomizu University in Tokio nahmen sie am „Kick-off Symposium“ des Projektes „Promotion of Global Human Resource Development“ teil.

Das neue Projekt der Ochanomizu-Universität wurde vor kurzem vom japanischen Ministerium für Ausbildung bewilligt. Zu seinem Start hatte die Ochanomizu University insgesamt 77 Vertreter von 33 Partneruniversitäten aus 19 Ländern zu einem Erfahrungsaustausch eingeladen. Bei dem Symposium wurden laufende sowie geplante Internationalisierungsaktivitäten der teilnehmenden Universitäten vorgestellt.

Abseits der Tagung führte die Wuppertaler Delegation Gespräche mit Prof. Keiko Takano, Prorektorin für den wissenschaftlichen Nachwuchs an der Ochanomizu University, zu den Themen „Gleichstellung an Universitäten“ und „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“. 🌸

*(v.l.n.r.) Prof. Keiko Takano, Dr. Rie Hogetsu (Ochanomizu Universität), Anja Kluge, Prof. Per Jensen, Gabriele Hillebrand-Knopff (Bergische Universität Wuppertal)*



MAREN BUTZ, M. SC., bis 2011 Studentin an der Bergischen Universität Wuppertal, FB C – CHEMIE

## EIN VORTRAG IN TOKIO



ZuhörerInnen des Vortrags „Studentische Interessensvertretung in Deutschland“

# 54

Während meines Master-Studiums im Jahr 2009 hatte ich das große Glück, ein Auslandssemester an der Ochanomizu University in Tokio, Japan verbringen zu dürfen. Dort habe ich in zwei Arbeitsgruppen Laborpraktika für mein Studium durchgeführt und einen Japanisch-Kurs belegt.

Neben dem Studium an der Uni hatte ich zudem die Möglichkeit, viel in Tokio und Japan zu reisen, viele interessante und nette Leute kennenzulernen und die vielen spannenden Seiten Japans kennenzulernen. Zum einen ist Japan ein sehr traditionelles Land mit einer faszinierenden Kultur, Bräuchen und prima Essen. Zum anderen eines der modernsten Länder der Welt mit einer schrillen Popkultur, kuriosen Erfindungen und sehr viel Leuchtreklame. Nach meinem Aufenthalt war für mich klar, dass ich Tokio wieder besuchen würde.

Im letzten Jahr war es dann soweit. Im Rahmen einer größeren Reise verbrachte ich zehn Tage in Tokio. Ich war sehr froh, dass ich in dieser Zeit auch die Ochanomizu Universität noch einmal besuchen konnte.

Neben dem Besuch einer Arbeitsgruppe, in der ich beschäftigt war, hatte ich auch die Möglichkeit, vor einigen Studentinnen der Uni einen Vortrag über die studentische Interessensvertretung in Deutschland zu halten. Da ich während meines Studiums einige Jahre in verschiedenen Gremien der studentischen Interessensvertretung tätig war, konnte ich hier neben der generellen Organisation und dem Aufbau in Deutschland auch aus persönlichen Erfahrungen berichten. Neben den Strukturen und Aufgaben bin ich dabei auch auf konkrete Vorteile und Erfahrungen der Arbeit in der studentischen Interessensvertretung eingegangen.

Während des Vortrags und der anschließenden Diskussionsrunde wurde deutlich, dass zum Teil große Unterschiede zwischen der studentischen Selbstverwaltung in Deutschland und Japan bestehen, jedoch eins beide gemeinsam haben, dass es leider nur ein geringes Interesse bei den Studierenden gibt, sich selbst in den Gremien oder Projekten der studentischen Interessensvertretungen einzusetzen. Je nach Hochschule (sowohl in Japan als auch in Deutschland) gibt es viele unterschiedliche Möglichkeiten, sich einzubringen oder auch einfach nur an Aktivitäten zu partizipieren, die durch andere Studierende organisiert werden. Es gibt zum einen politische Interessensgruppen, die sich z.B. für die Verbesserung von Studienbedingungen einsetzen und zum anderen studentische Gruppen und Organisationen, die z.B. Veranstaltungen (Sport, Unterhaltung, Information, Kultur) für die Studierenden der Universität organisieren. Letztendlich sind es jedoch auch vor allem die interessanten Menschen, die man kennenlernt, die vielen Erfahrungen, die man sammelt und Lektionen, die man lernt, die es so lohnenswert machen, sich an seiner Hochschule für sich und andere zu engagieren.

Ich hoffe, ich konnte den Studentinnen dort einen guten Einblick in die studentische Interessensvertretung in Deutschland geben und das Interesse für eine solche Arbeit und natürlich auch für einen Besuch in Deutschland wecken. Für mich ist nach diesem Besuch in Tokio jedenfalls klar, dass ich auch weiterhin immer wieder dorthin zurückmöchte. 🌿

VALERIE DERPMANN, Doktorandin bei Prof. Dr. Thorsten Benter, FB – CHEMIE

## TOKYO? TOKYO!

# 56

Tokyo? Als Professor Jensen mir vorschlug, einen Monat in der theoretischen Chemie der Ochanomizu Universität in Tokyo zu verbringen, war ich zunächst nicht besonders begeistert. Aber die Aussicht, mehr über ab initio Berechnungen zu lernen und so vielleicht ein Problem lösen zu können, dass unsere Arbeitsgruppe schon lange beschäftigt, klang zu gut. An den Zweifeln änderte sich auch noch nichts, nachdem ich mich erfolgreich für ein Stipendium der „Japanese Society for the Promotion of Science“ beworben hatte und der Tag des Abfluges immer näher kam. Werde ich mich dort zurechtfinden können? Zwar hatte ich einen Japanisch-Sprachkurs am SLI belegt, aber das dort Erlernte würde nicht mal ansatzweise zur Kommunikation ausreichen und über die durchschnittlichen Englischkenntnisse hörte ich nur wenig Gutes. Im März 2013 war es dann so weit: Bereits nach dem Flug und dem Weg zum Gästehaus war ich begeistert von der Freundlichkeit der Menschen, wie gut man sich hier zurechtfinden kann und wie leise es doch in einer brechend vollen U-Bahn sein kann.

(v.l.n.r.) Prof. Keiko Takano, Noriko Tsuchida, Valerie Derpmann, Megumi Kayanuma



Die Ochanomizu University ist eine reine Frauen-Uni, geltend für Studentinnen und Doktorandinnen, unter den Professuren und Mitarbeitenden ist auch hier der Großteil männlich. Sie ist eine der kleinsten Universitäten Japans mit nur etwa 3000 Studierenden, die Arbeitsgruppe der theoretischen Chemie besteht daher aus weniger als zehn Personen. In der Arbeitsgruppe wurde ich sehr nett empfangen und obwohl alle in einem großen Büro sitzen, war die Arbeitsatmosphäre äußerst angenehm. Die Arbeit schritt gut voran und nach nur wenigen Tagen gelang es bereits, das Molekül zu berechnen, das uns in Wuppertal so große Probleme bereitet hatte. Es war toll, den Umgang mit dem Programm von jemandem zu erlernen, die so eine große Erfahrung damit hat.





*(v.l.n.r.) Valerie Derpmann, Prof. Per Jensen, Yumi Gushima, Gabriele Hillebrand-Knopff, Noriko Tsuchida*

Aber nicht nur wissenschaftlich war mein Wissenszuwachs groß, während der Mittags- und Teeпаusen wurden mir landestypische Gerichte und Süßigkeiten näher gebracht – ich weiß bis heute nicht, was das zum Teil war, was ich da gegessen habe, aber es war alles sehr gut – und dabei über die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschland und Japan diskutiert. Dabei waren manche Themen sehr amüsant: „Wie kann man denn bitte geschickt mit Messer und Gabel essen? Mit Stäbchen essen, ist doch so viel praktischer und einfacher!“, und manchen nur schwer verständlich erklärbar: „Wie konnte es denn überhaupt zur Euro-Krise kommen?“.

In meiner Freizeit erkundete ich die Stadt. Vor allem der Kontrast zwischen den lauten Einkaufsstraßen mit ihrer Neonbeleuchtung, den Menschenmassen und den vielen ruhigen Parks, in denen man zwar die angrenzenden Hochhäuser sehen kann, aber von der Hektik der Stadt nichts mehr mitbekommt, hat mich beeindruckt. Genauso aber auch die vielen kleinen Läden, die trotz winziger Grundfläche ein unglaublich großes Warenangebot haben. Vor allem aber haben mich die Menschen dieser Stadt beeindruckt, ihre Höflichkeit und ihre Freundlichkeit. Selbst in einem vollen Bahnhof oder in den Einkaufsstraßen wird man nicht angerempelt (höchstens von Touristen) und wenn ein Zug einfährt, warten alle in einer Schlange, dass sie einsteigen können ohne groß zu drängeln. Für einen Aufenthalt in Japan ist der Frühling und vor allem der März eine sehr gute Zeit. Anfang März ist die Zeit der Pflaumenblüte, die schon sehr schön anzusehen ist und Ende März oder Anfang April ist die Zeit der Kirschblüte, die in Japan so beliebt ist, dass es sogar eine Kirschblüten-Vorhersage im täglichen Fernsehen gibt. Ich hatte Glück, denn in diesem Jahr begannen die Kirschen so früh zu blühen wie seit langem nicht. So konnte ich nicht nur die ersten Blüten, sondern sogar die volle Kirschblüte sehen und teile jetzt die Begeisterung der Japaner für dieses schöne Ereignis, das leider nur so wenige Tage andauert.

Am vorletzten Wochenende besuchten wir noch die Konferenz der japanischen chemischen Gesellschaft, die dieses Jahr in Kusatsu, das in einem kleinen Ort in der Nähe von Kyoto stattfand. Auch wenn die Vorträge thematisch nur wenig mit meiner Forschung in Wuppertal zu tun hatten, war der „Blick über den Tellerrand“ und das Erleben einer völlig anderen Konferenzkultur – ich war wohl die einzige ohne Anzug bzw. Kostüm – eine tolle Erfahrung. Der Tag nach der Konferenz war für Sightseeing in Kyoto eingeplant und dank ortskundiger Reise-führung (meine Begleiterin hat mehrere Jahre in Kyoto gelebt), konnten wir in den wenigen Stunden, die wir in dieser schönen Stadt hatten, eine Menge sehen und auch noch die regionale Küche Kyotos kennenlernen.

Der Monat in Japan ging viel zu schnell um. Leider konnten nicht alle Rechnungen beendet werden, aber dank der hervorragenden Erklärungen meiner Betreuerin wird es kein Problem sein, diese in Wuppertal fortzuführen. Und so reiste ich mit vielen neuen Erfahrungen und einer Menge, die ich über mich gelernt hatte, zurück nach Deutschland. Mit der Gewissheit, dass ich möglichst bald wieder in dieses faszinierende Land reisen werde. 🌸

# VÄTERZEIT

## Oliver Ziegenhardt (36) mit Tochter Nadja Miriam (21 Monate)

An dieser Stelle werden Väter unserer Hochschule porträtiert, um das erfolgreiche Projekt „Väterzeit“ aus dem Jahr 2008 fortzuführen. Wir befragen Väter zu ihrer Doppelrolle als Student bzw. Beschäftigter und Familienvater zu ihren Vereinbarkeitskonzepten.

### NAME UND ALTER

Oliver Ziegenhardt, 36 Jahre alt

### FAMILIENSTAND

ledig, aber in fester Verbundenheit lebend

### NAME UND ALTER DER KINDER

eine Tochter, Nadja Miriam, 21 Monate

### WIE GUT GELINGT IHNEN DIE VEREINBARKEIT VON BERUF UND FAMILIE?

Sehr gut.

### WELCHE PROBLEMFELDER ERGEBEN SICH BEI DER VEREINBARKEIT?

Bisher keine.

### IN WELCHEN BEREICHEN KLAPPT ES GUT?

Überall.

### WIRD DIE VEREINBARKEIT DURCH BESTIMMTE ASPEKTE AN DER UNI ERLEICHTERT?

Ja, durch die relativ freie Einteilung der Arbeitszeit. Wichtig ist, dass ich meine Lehrveranstaltungen zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Qualität halte, wo und wie ich sie vorbereite, ist hingegen verhandelbar.

### STILL- UND WICKELRAUM

Die Still- und Wickelräume des Campus Griffenberg befinden sich in den Gebäuden **I.13.86** und **U.08.01** sowie auf der **ASTA-Ebene** in Gebäude ME. Ein Wickelraum, für den man keinen Schlüssel benötigt, befindet sich in **K.11.42**.

Zusätzlich besteht seit Kurzem die Möglichkeit, am Campus Haspel im Raum **HB.00.18** (bei Frau Wurm) zu stillen. 🌿



Oliver Ziegenhardt mit Töchterchen Nadja Miriam

### WIE TEILEN SIE SICH DIE ERZIEHUNG DER KINDER MIT DER MUTTER AUF?

Zirka zwei Drittel Mutter, ein Drittel ich.

### WIRD DIE VEREINBARKEIT DURCH BESTIMMTE ASPEKTE AN DER UNI ERSCHWERT?

Nein, bisher nicht.

### WELCHE FAMILIENBEZOGENEN ANGEBOTE UNSERER HOCHSCHULE NUTZEN SIE BZW. HABEN SIE SCHON GENUTZT?

Die Krabbelgruppe „Uni-Zwerge“. 🌿



Kinderfreizeit in den Osterferien im April 2013

## KINDERFREIZEITEN 2013

Um ihren Beschäftigten und Studierenden die Vereinbarkeit von Studium, Beruf und Familie zu erleichtern, bietet die Bergische Universität Wuppertal - seit 1996 als erste Hochschule Deutschlands - Ferienbetreuung für schulpflichtige Kinder (6-12 Jahre) zuverlässig an.

### SOMMERFERIEN 2013

22.- 26.07.13 <sup>1)+ 2)</sup>

Kanufreizeit\*

29.07. - 02.08.13 <sup>1)+ 2)</sup>

Kanufreizeit\*

26.- 30.08.13 <sup>3)+ 4)</sup>

Rund um die Uni

1) Betreuung 8.00 Uhr bis 13.00 Uhr: EUR 50,- | Frühstück inkl.; oder

2) Betreuung 8.00 Uhr bis 16.15 Uhr: EUR 80,- | bei ausreichender Anmeldung | Frühstück und Mittagessen inkl.

3) Betreuung 8.00 Uhr bis 12.15 Uhr: EUR 40,- | Frühstück inkl.; oder

4) Betreuung 8.00 Uhr bis 16.15 Uhr: EUR 75,- | bei ausreichender Anmeldung | Frühstück und Mittagessen inkl.

\*Bronzeschwimmabzeichen erforderlich!

### HERBST 2013

21.- 25.10.13 <sup>3)+ 4)</sup>

Rund um die Uni

3) Betreuung 8.00 Uhr bis 12.15 Uhr: EUR 40,- | Frühstück inkl.; oder

4) Betreuung 8.00 Uhr bis 16.15 Uhr: EUR 75,- | bei ausreichender Anmeldung | Frühstück und Mittagessen inkl. 🍀

Mit Dank an die FotografInnen dieser Ausgabe:

Eric Ebert	Titelbild
Dr. Alexander Will	Seite 4
Dipl.-Ing. Oliver Ziegenhardt	Seite 7
Bernd Sippel	Seite 9
Prof. Per Jensen	Seite 11
Gabriele Hillebrand-Knopff	Seite 11, 59
Armin Kartal	Seite 33
Marc Schwarzer	Seite 35, 37
Myriam Richter	Seite 41
Kathrin Lagatie	Seite 46
Desirée Kröger	Seite 48
Yan Xiong	Seite 52
Seiko Obama	Seite 53
Dr.-Ing. Sandra Lippert-Vieira	Seite 58

DAS NÄCHSTE **magazIn** ERSCHEINT ZU BEGINN DES WINTERSEMESTERS 2013/2014

**tdc** 

Ausgezeichnet mit dem TDC 56 –  
Award for Typographic Excellence:  
Die Sommersemester-Ausgabe 2009

